Briefe

über die

Thiere

und den

Menschen.

Aus dem Französischen. J. Ch. LeRoy

Von J. J. Engel

Leipzig,
in der Dyckischen Buchhandlung
1775.

An den

jüngern Herrn Reichsgrafen

Karl Heinrich

von Schönburg-Wechselburg.

Das Buch, theurster Herr Graf, das ich Ihnen zu überreichen die Ehre habe, wird Ihrer Aufmerksamkeit nicht ganz unwürdig seyn. Der Verfasser philosophirt darinn über die Seelen der Thiere, nach einigen über sie angestellten Beobachtungen: und wenn auch

seine Philosophie nicht die gründlichste wäre, so könnten doch noch immer seine Beobachtungen sehr wahr und sehr angenehm seyn. Zwar, da sie lauter gemeine und inländische Thierarten betreffen, so könnte man vermuthen, daß ihnen das größte Verdienst, der Reiz der Neuheit, fehlen müßte; aber auch die Natur um uns her hat noch immer ihre unbeobachteten Seiten, und man darf nicht erst in fremde Welttheile wandern, um neue Geheimnisse zu erfahren. Ueberdieß ist nicht alles, was dem Namen nach bekannt ist, auch seiner Natur nach bekannt. Die äußre Gestalt abgerechnet, möchte vielen das gemeinste europäische Thier

eben

eben so fremd seyn, als das fremdeste in Ame-
rika; ja mancher möchte die Eigenschaften des
Bibers immer noch besser, als die Eigenschaf-
ten des Fuchses, kennen. Es ist unglaublich,
wie viel Kenntnisse und Vergnügungen die Be-
wohner unsrer Städte entbehren, weil sie sich
so selten aus ihrer geglaubten großen Welt, wo
der Kreis von Ideen so enge ist, in die wirkli-
che große Welt begeben, wo sich dieser Kreis
zu einem so unermeßlichen Umfang ausdehnt.

Indessen möchte ich doch den Werth dieses
Buchs nicht so ganz ausschließend auf die Be-
obachtungen einschränken. Ich bin zwar frey-

lich selbst mit der Philosophie des Verfassers sehr unzufrieden; ich könnte ihm selbst, besonders in Absicht der Briefe über den Menschen, beweisen, daß er hie und da bloß den Compilator gemacht, der aus neuern Philosophen, und besonders aus Condillac, Büffon und Helvetius Stellen züsammengetragen, die oft wenig oder gar keinen Zusammenhang geben; ich könnte ihm selbst, wenn ich nur einige gründlichere Philosophen unter den Deutschen aufschlüge, die Unzulänglichkeit und zum Theil auch die völlige Unrichtigkeit seiner Philosophie ganz deutlich darthun: aber bey alle dem, glaube ich, hat sein Buch auch für den Philosophen

einigen

einigen Werth, und kann mit Nutzen gelesen werden. — Lassen Sie sehen, theurster Herr Graf, in wie ferne Sie hierinn mit mir einig sind.

Ein gutes Buch, denke ich, ist nicht immer das, das viel Wahrheit enthält. Es kann ein ganz falsches System von Gedanken vortragen; es kann in allen seinen Grundsätzen wankend und ungewiß, und dennoch ein gutes, ja ein vortreffliches Buch seyn. Die Wahrheit kann eben durch den Scharfsinn, womit sie bestritten worden, ihr glänzendstes Licht erhalten; die Materie kann von neuen Seiten

gefaßt; es können in ihr oder in andern verwandten Materien neue Aussichten geöffnet seyn, die bisher nicht genug waren gekannt oder beachtet worden. Der Verfasser kann einen Weg gegangen seyn, der das Ziel zwar vorbey, aber so nahe vorbeyführt, daß sich der Folgende nur etwas mehr zur Rechten oder zur Linken halten darf, um es zu treffen. Er kann durch den üblen Erfolg seiner äußersten Anstrengung, die ihn noch so weit dießeits des zu erreichenden Punktes ließ, eine Grenze unsres Verstandes angewiesen, und uns also eben dadurch, daß er uns nichts lehrte, sehr viel gelehrt haben. Er kann noch überdem in der Entwickelung

seiner Ideen mit einer so eignen Kunst verfahren seyn, kann in seinen Vortrag so viel Leben und Feuer gebracht haben, daß wir bey jeder neuen Durchlesung seines Buchs unsern eignen Scharfsinn erhöht und unser eignes Feuer erweckt fühlen. — Die Gegner eines Rousseau und eines Hume sind vielleicht eben diesen, so paradoxen und so vortrefflichen, Schriftstellern alle ihre gründlichsten Ideen und ihre beredtesten Stellen schuldig.

Ich weiß sehr wohl, daß ich hier etwas mehr sage, als ich anwenden kann. Aber wenn nur unser Verfasser das Eine oder das Andre geleistet;

leistet; wenn er nur diese oder jene Seite seiner Materie in ein neues Licht gestellt, nur diese oder jene Bemerkung eingestreut hat, bey der ein philosophischer Leser das Buch aus der Hand wirft und selbst denkt; so kann schon immer die Wahrheit und der Freund der Wahrheit bey ihm gewinnen. Dieses, denke ich, wird hier wirklich der Fall seyn; und so verspreche ich mir, wegen der Mühe, die ich an die Durchsicht dieser Uebersetzung gewandt, und womit ich sie hie und da ziemlich herumgeworfen habe, nicht nur Ihren Beyfall, mein theurster Herr Graf, sondern auch den Beyfall meiner übrigen Leser.

Den Ihrigen, weiß ich, würde mir ohnedieß schon ihre Freundschaft versichern. Sie würden ein Buch, das Sie aus meiner Hand erhielten, schon mit dem Vorsatze lesen, einiges Gute darinn zu finden: und so würden sie es ganz gewiß darinn finden, gesetzt auch, daß Sie es selbst erst hinein tragen sollten. Erlauben Sie mir, theurster Herr Graf, daß ich mich bey dieser Gelegenheit meiner Verbindung mit Ihnen rühme, und zugleich Ihren Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren lasse. Ich kann das eine nicht thun, ohne auch das andere zu thun: denn weder Ihre hohe Geburt, noch alle damit verbundenen Vorzüge sind es, die

mich

mich auf den Besitz Ihrer Gewogenheit stolz machen; es sind die edlen und liebenswürdigen Eigenschaften Ihres Charakters, wodurch Sie jene zufälligen Vorzüge so sehr verdient und erhöht haben. Wie glücklich würde das Vaterland seyn, wenn alle, die durch ihre Geburt, ihre Reichthümer und ihre Verbindungen zu den höchsten und wichtigsten Ehrenstellen darinn berufen werden, sich so zum Dienste desselben vorbereiteten, wie Sie! wenn alle eben so frey von Stolz und Vorurtheilen, mit gleichem Ernst nach dem Besitze der wahren innern Vollkommenheiten des Geistes und Herzens strebten, ohne die Stand und Reichthümer,

thümer, diese beyden großen Mittel zur Erhöhung unsres Werthes, eher zum Vorwurf als zur Ehre gereichen! Fahren Sie fort, theurster Herr Graf, durch Ihren eifrigsten Fleiß in den Wissenschaften, durch die sorgfältigste Ausbildung aller Fähigkeiten Ihrer Seele, durch die sanftesten und liebenswürdigsten Sitten, die Hoffnungen Ihres hohen Hauses und des Vaterlandes zu erfüllen, und die Bemühungen der zärtlichsten Eltern und des würdigsten Oheimes zu belohnen. Aber fahren Sie auch fort, einem Freunde Ihre Gewogenheit zu schenken, der an Ihrer Bildung einigen geringen Antheil gehabt, und

der

der unaufhörlich die mannichfaltigen Proben der Freundschaft, deren Sie ihn gewürdigt, mit dem dankbarsten Herzen erkennen wird.

Leipzig, den 12ten Oktober 1774.

D. H.

Briefe

über die Thiere.

Erster Brief.

Mein Herr!

Unser gemeinschaftlicher Freund *** schrieb mir neulich von Paris, daß er meiner Versuche über die Naturgeschichte der Thiere gegen Sie erwähnt und Ihnen in meinem Namen die Mittheilung derselben versprochen hätte. Er behauptet jetzt, daß ich verbunden sey, sein gegebenes Wort zu erfüllen; allein ich fürchte sehr, daß er mit seinem Versprechen eine kleine Unvorsichtigkeit begangen habe. Meine Beobachtungen betreffen keine seltnen, keine unbekannten Thiere: es war vielmehr meinem vorgesetzten Endzwecke gemäs, daß ich sie gerade über die gemeinsten und bekanntesten anstellen mußte, die man alle Tage vor Augen haben kann. Sie müssen sich daher keine so anziehende Geschichte von mir versprechen, als uns neulich Herr Steller von den Seebären geliefert hat. Alles, was Sie in meinen Briefen finden wer-

den, läuft auf die gemeine Lebensart einiger bekannten Thierarten hinaus; nur daß ich sie aus einem Gesichtspunkte betrachtet habe, der vielleicht weniger gemein und bekannt ist.

Ohne Zweifel ist es in der Naturgeschichte der Thiere von Wichtigkeit, daß man sie anatomisch beschreibe, und sowohl die äußerlichen unterscheidenden Kennzeichen, als die besondern Naturtriebe jeder Gattung richtig anzugeben suche: aber wenn nun alles das schon bekannt ist, so scheint mir immer noch für den Philosophen sehr vieles zu thun zu seyn. Alle diese mannichfaltigen organisirten Wesen, womit der Schöpfer den Erdboden bevölkert hat, besitzen ein gemeinschaftliches innres Principium der Wirksamkeit, das sich unmöglich verkennen läßt, und das nur in jeder Gattung durch die Verschiedenheit der Organisation verschiedentlich bestimmt ist. Sobald man die Wirkungen desselben mit Aufmerksamkeit untersucht; so findet man es unter aller dieser Verschiedenheit der besondern Bestimmungen wieder: und aus diesem Gesichtspunkte angesehen, scheinen mir nun die Thiere weit interessantere Gegenstände der Betrachtung zu werden. Der eigentlich sogenannte Instinkt besteht in den Trieben, die der Gattung eigen gehören: aber alle Gattungen haben auch gemeinschaftliche Eigenschaften,

die

die jeder ohne Ausnahme zukommen. Wenn diese Eigenschaften nicht immer die nehmlichen Erscheinungen hervorbringen; so begreift man leicht, daß diese Verschiedenheit nur von der verschiedenen Organisation der Thiere herrühre. Freylich werden wir die Natur der thierischen Seelen niemals vollständig erkennen: aber in der That ist auch diese Erkenntniß von keiner so großen Wichtigkeit für uns. Genug, daß eine aufmerksame und umständliche Beobachtung der Handlungen, die das gemeinschaftliche Empfindungsvermögen bey den Thieren hervorbringt, uns die Wirkungen unsrer eigenen Seele in Absicht auf die nehmlichen Empfindungen erläutert; so wie wir bey Beobachtung des innern Baues der thierischen Körper Aehnlichkeiten gewahr werden, die uns oft über den Bau unsres eigenen Körpers, und über die eigentliche Bestimmung seiner verschiednen Theile, ein Licht geben.

Ich behaupte, daß die Thiere wie die Menschen empfinden; und um anders zu denken, glaube ich, muß man schlechterdings seine Augen und sein Herz verschließen. Wer ohne innre Bewegung das klägliche Winseln eines Thieres hören kann, der wird auch gegen das ängstliche Geschrey eines Menschen nicht sehr empfindlich seyn. Zwar ist es gewiß, daß wir nur von

unsern eigenen Empfindungen eine völlige Ueberzeugung haben: aber wenn uns die Töne des Schmerzes und die sichtbaren Merkmale der Freude für die Empfindlichkeit unsrer Mitmenschen bürgen, so können sie uns eben so wenig wegen der Empfindlichkeit der Thiere in Zweifel lassen. Wir würden durchaus kein Mittel mehr haben, uns Kenntnisse zu erwerben, wenn wir dem Zeugnisse unsers innersten Gefühls bey so einfachen Erfahrungen nicht trauen wollten.

Man kann daher den Thieren unmöglich die Empfindlichkeit absprechen. Selbst die hartnäckigsten Vertheidiger des Avtomatismus gestehen ihnen noch stillschweigend ein Gedächtniß zu; denn sie züchtigen ja ihre Hunde, um sie gehorsam zu machen. Dieses also vorausgesetzt, muß nun der Naturforscher, nachdem er den Bau der innern und äußern Theile in den thierischen Körpern mit Fleiß beobachtet und über den Gebrauch derselben nachgedacht hat, sein Skalpel bey Seite legen, und sich aus seinem Zimmer in die Wälder begeben, um dort der Spur dieser empfindenden Wesen nachzugehen, um die Entwickelung ihres Empfindungsvermögens zu beurtheilen, und wahrzunehmen, wie durch die öftere Wiederholung ihrer Empfindungen und durch die Uebung des Gedächtnisses

nisses ihr Instinkt bis zum Verstande erhöht wird.

Mit dem Empfindungsvermögen und dem Gedächtnisse scheinen noch andere Fähigkeiten natürlicher Weise verbunden zu seyn: und auch diese muß der Beobachter seiner Aufmerksamkeit nicht entwischen lassen. Wir werden zwar an den Thieren eine Menge Handlungen gewahr, die nichts als jene beyden Fähigkeiten voraussetzen; aber es giebt auch andere, die man nie wird erklären können, ohne andere mitverbundene Fähigkeiten zu Hülfe zu nehmen. Der Naturforscher muß daher mit vieler Genauigkeit unterscheiden, wie viel an den mancherley Erscheinungen des Thierreichs das bloße Vermögen der Empfindung Antheil habe, wie viel die Wiedererinnerung der Empfindungen durch das Gedächtniß, wie viel die Vergleichung zwischen einem gegenwärtigen und einem vormals empfundenen Gegenstande; wie viel das Urtheil, die Folge der angestellten Vergleichung, und die Wahl, die Folge des gefällten Urtheiles; wie viel endlich der Begrif der beurtheilten Sache, der sich in dem Gedächtnisse des Thieres festsetzt, und ihm zuletzt durch öfter wiederhohlte Handlungen habituell und beynahe mechanisch wird. Die innre sowohl als die äußere Struktur des thierischen Körpers, die Dauer des

Wachsthumes und der Lebenszeit, die verschiedenen Nahrungsmittel der Thiere, die herrschenden Neigungen derselben, die Art und die Zeit der Begattung und der Schwangerschaft u. s. w.; alles dieses sind nur Gegenstände der gemeinen Erfahrung: aber nun dem Thiere in allen seinen Handlungen nachzuspüren, die verborgnen Triebfedern derselben auszuspähen, zu erkennen, wie die Empfindungen, die Bedürfnisse, die Hindernisse; wie die Eindrücke von allerhand Art, denen ein empfindendes Wesen ausgesetzt ist, seine Bewegungen vervielfältigen, seine Handlungen abändern, seine Kenntnisse ausbreiten: dieß scheint mir das eigentliche Geschäfte des Philosophen zu seyn.

Herr Steller hat in seiner Geschichte der Seebären diese philosophischen Absichten weit sorgfältiger, als viele andere Naturforscher vor Augen gehabt; aber noch mehr Herr **Büffon** in seiner Naturgeschichte der Thiere, so weit sie jetzt heraus ist. Wer sich indessen mit den Thieren recht genau bekannt machen und sich die Mühe nehmen wollte, ihre Handlungen lange Zeit und so zu studiren, daß er von jeder die wahre Absicht erriethe; der würde noch zu andern Betrachtungen Stoff finden, die sich weiter als die bisherigen erstrecken, und selbst von verschiedener Beschaffenheit seyn würden.

So

So wollte ich zum Beyspiele, damit wir von einem Thiere eine vollständige Geschichte erhielten, daß man nach vorhergegangener Untersuchung seiner wesentlichen Unterscheidungszeichen, seiner eingepflanzten Naturtriebe, seiner Lebensart, u. s. w. es nun auch unter allen den Umständen beobachtete, die der Befriedigung seiner Bedürfnisse Hindernisse entgegensetzen; unter Umständen, die durch ihre Mannichfaltigkeit das Einförmige seines gewöhnlichen Ganges unterbrechen und es zur Erfindung neuer Hülfsmittel nöthigen.

Wenn es ein Fleischfressendes Thier ist, dessen Geschichte man schreibt, so ist es nicht genug, überhaupt zu bemerken, welche Thiere ihm zur Beute dienen, noch auf welche Art es sie erhascht; man sollte auch angeben, wie die Erfahrung es stuffenweise lehrt, seine Jagd mit größerer Leichtigkeit und Sicherheit anzustellen, wie der Mangel es zur Geschäftigkeit reizet, wie viele Erfahrungen das Thier im Gedächtnisse behalten und durch Reflexion zusammen verbinden mußte, ehe es zur Erfindung seiner Hülfsmittel gelangen konnte. Dann sollte man noch alle die Modifikationen beobachten, welche die Wirksamkeit der verschiedenen Leidenschaften, denen das Thier unterworfen ist, als der Furcht, der Liebe, u. s. w. in seine

Handlungen bringt; man sollte bemerken, in wie weit das dringende Gefühl des Bedürfnisses die Vorstellungen der Furcht überwinde, und im Gegentheile, bis auf welchen Grad ein durch Erfahrung erlangtes Mißtrauen dem Gefühle des Bedürfnisses das Gleichgewicht halte. Auf diese Art sollte man dem Thiere in seinen verschiednen Altern und in den verschiednen Begebenheiten seines Lebens folgen, wenn man die Entwickelung seines Instinktes und das Maaß seines Verstandes erkennen wollte. Ist das Thier von einer Gattung, die entweder das ganze Jahr oder nur eine gewisse Zeit hindurch in gesellschaftlicher Verbindung lebt; so sollte man ferner alles das genau bemerken, was diese Verbindung zu den Anschlägen und Handlungen des Thieres, in so fern es ausser derselben betrachtet wird, noch hinzusetzt. Eine gründliche Erkenntniß aller dieser Dinge würde den großen Schauplatz der Schöpfung in den Augen des Weltweisen noch verschönern; sie würde in ihm eine noch tiefere Bewundrung des allerhöchsten Wesens erwecken, das nicht weniger die innern Eigenschaften als die äußern Gestalten der Dinge ins Unendliche abgeändert und endlich alles zu dem ewigen Plane vereiniget hat, der nur von ihm allein durchschaut und ergründet wird.

Die Wirkungen des Empfindungsvermögens in solchen Thieren, die sich nach Beschaffenheit ihrer sinnlichen Werkzeuge in geringerer Verbindung mit den äusserlichen Gegenständen befinden, müßten weniger verwickelte Erscheinungen geben, deren leichte und sichre Beobachtung dienen würde, die verwickeltern zu erklären. Bey einigen Gattungen würde man finden, daß ihre stumpfe und beynahe unwirksame Empfindung nur eine kleine Anzahl willkührlicher Bewegungen hervorbrächte; bey andern würde der stärkere Grad der Empfindlichkeit diese Bewegungen schon vervielfältiget zeigen; man würde daraus die Begierde und die Unruhe entspringen sehen, die das empfindende Wesen zur Aufmerksamkeit antreiben, und eben dadurch die wahren Quellen seiner Erkenntniß werden. Wenn man auf diesem Wege von der einfachsten Empfindung anfienge und dann weiter bis zu den verwickeltsten Wirkungen derselben fortgienge, so würde das die Untersuchung beydes vollständiger und sichrer machen, und man würde in der empfindenden Welt eine gleiche Stuffenfolge, als in der körperlichen und sichtbaren bemerken.

In diesen Gesichtspunkt gestellt, scheint mir nun die Naturgeschichte der Thiere weit interessanter und zur Beschäftigung eines denkenden

kenden Kopfs weit geschickter zu werden. Ich habe mich seit langer Zeit mit Beobachtung der Thiere beschäftiget, und bin mehrern Gattungen derselben mit Aufmerksamkeit nachgegangen. Wenn Sie Vergnügen finden, mein Herr, mir in diesen Untersuchungen zu folgen, so will ich Ihnen gerne einige Versuche mittheilen, die ich nach dem eben entworfenen Plane aufgesetzt habe. Ich bin u. s. w.

Zweyter Brief.

In meinem ersten Briefe habe ich festgesetzt, daß wir den Thieren Empfindungsvermögen und Gedächtnis nicht absprechen können, ohne unser innerstes Gefühl zu verläugnen; eben dasjenige Gefühl, das uns allein von der Aehnlichkeit zwischen unsrer eigenen Natur und der Natur unserer Mitmenschen überzeugen kann. Ferner scheint mit dem Empfindungsvermögen und dem Gedächtnisse das Vermögen zu urtheilen und sich nach Maßgabe des gefüllten Urtheiles zu entschließen, durch ein natürliches Band vereinigt zu seyn: doch darf hier eine ungewisse Spekulation der Erfahrung nicht vorgreifen; die Fakta allein müssen entscheiden. Und in der That findet man nach einer umständlichen Betrachtung der thierischen Handlungen

lungen, daß man entweder eine Menge Wirkungen ohne Ursache annehmen, oder den Thieren die Fähigkeit zu urtheilen und sich willkührlich zu entschließen, einräumen muß. Weiter kann man schon den vorläufigen Schluß machen, daß diejenigen Thiere einen größern Umfang von Kenntnissen haben werden, die sich vermöge ihrer Organisation und ihrer Begierden, in einer ausgebreitetern Verbindung mit den umgebenden Gegenständen befinden. Endlich wird folgen, daß so, wie in jeder Gattung die Kenntnisse durch die Organisation und die Natur der Begierden eingeschränkt werden, auch die Ideen jedes einzelnen Thieres mehr oder weniger ausgebreitet seyn müssen, nachdem es ihm durch seine Umstände leichter oder schwerer wird, seine Begierden zu befriedigen. Daß jede Gattung ihre eigenthümliche Ideen habe, und in gewisser Absicht darauf eingeschränkt sey, ist ganz natürlich. Das Schaf, das sich vom Grase nährt, weiß nichts von allen den listigen Anschlägen, womit der Fuchs eine Beute verfolgen muß, die ihm zu entwischen suchet. Aber alle Gattungen haben doch eine gewisse Uebung der Empfindungen und Ideen, die sich so weit erstreckt, als ihre Bedürfnisse und ihre Sicherheit es erfordern.

Diejenigen Thiere, die sich vom Raube nähren, stehen in mehrern Verhältnissen mit den Gegenständen, von denen sie umringt sind; auch geben sie durch ihre Lebensart eine größere Ausbreitung ihres Verstandes zu erkennen. Die Natur hat ihnen, bey vieler Stärke und Behendigkeit, auch auserlesene Sinne gegeben: und in der That war dieses zu ihrer Erhaltung nothwendig. Denn da sie die Sorge für ihren Unterhalt in die Nothwendigkeit setzt, mit andern Gattungen Krieg zu führen; so würden sie bald vor Hunger umkommen müssen, wenn sie geringere natürliche Hülfsmittel, als diese, oder auch nur gleiche hätten. Aber nicht allein der Feinheit ihrer Sinne verdanken sie das größere Maaß ihres Verstandes, sondern auch dem lebhaften Interesse, das sie in Bewegung setzt, den Schwierigkeiten, die sie zu überwinden, und den Gefahren, die sie zu vermeiden haben: denn diese erhalten ihr Empfindungsvermögen in einer ununterbrochenen Uebung, und drücken dem Gedächtnisse des Thieres eine Menge von Erfahrungen ein, die zusammengenommen seine Wissenschaft und die Regel seines Verfahrens ausmachen. So ist das Leben der fleischfressenden Thiere in einsamen Gegenden, die von keinen Menschen bewohnt werden, und wo zugleich Raub im Ueber-

berflusse befindlich ist, auf eine kleine Anzahl leichter und ziemlich einförmiger Handlungen eingeschränkt. Wenn aber die Hinzukunft des Menschen der Befriedigung ihrer Begierden Hindernisse entgegensetzt; wenn dieser Wetteifer nach Beute dem Thiere jeden Schritt gefährlich macht; wenn man ihm Hinterhalte von allerhand Art legt, und es so durch eine beständige Furcht in Wachsamkeit erhält: alsdann zwinget die dringende Noth das Thier, daß es aufmerken muß; das Gedächtnis wird mit allen den Faktis angefüllt, die sich auf die Sorge für seinen Unterhalt oder seine Sicherheit beziehen, und die Erinnerung derselben wird eben so oft wieder erneuert, als die ähnlichen Umstände wiederkommen.

Das Thier kann also nach Verschiedenheit der Umstände zwey ganz verschiedene Lebensarten führen, deren jede einer besondern Betrachtung wehrt ist. Die eine ist bloß natürlich, sehr einfach und auf eine nur mäßige Anzahl von Empfindungen eingeschränkt: dieser ist vielleicht in gewissen Absichten die Lebensart des Wilden ähnlich. Die andre ist künstlich, ungleich wirksamer als jene, und voll von Interesse, von Unruhe, von Bewegungen: mit dieser kömmt auf gewisse Art der unruhige Zustand des gesitteten Menschen überein. In der

erstern

erstern bleiben sich alle Gattungen fleischfressender Thiere weit ähnlicher; die letztere wechselt von einer Gattung zur andern weit merklicher ab, nachdem die Organisation mehr oder weniger glücklich ist. Man muß zwischen beyden die Vergleichung anstellen.

Der Wolf ist in den gemäßigten Himmelsstrichen von Europa das stärkste unter den fleischfressenden Thieren. Die Natur hat ihm auch bey einer Gefräßigkeit, die seiner Stärke angemessen ist, auserlesene Sinne gegeben, ein durchdringendes Auge, ein vortreffliches Gehör und einen Geruch, der ihn noch sichrer als jene beyden Sinne von allem unterrichtet, was ihm etwa auf seinem Wege aufstößt. Ist er hinlänglich geübt, so weiß er sogleich, was er in Absicht der vorkommenden Gegenstände zu thun oder zu lassen habe. Ich mache es mit Fleiß zur Bedingung, daß er hinlänglich geübt seyn muß, denn es zeigt sich ein sehr merklicher Unterschied zwischen dem Verfahren eines jungen und unwissenden, und dem Verhalten eines alten, erfahrenen Wolfes.

Wenn die jungen Wölfe zwey Monate im Lager zugebracht haben, wo sie Vater und Mutter gemeinschaftlich ernährten; so folgen sie zuletzt ihrer Mutter, die nicht mehr allein im Stande seyn würde, eine täglich zunehmende

Gefräßig-

Gefräßigkeit zu befriedigen. Sie zerreissen mit ihr die ihnen aufstoßenden Thiere, üben sich in der Jagd, und kommen nach und nach so weit, daß sie selbst an der Sorge für ihre gemeinschaftlichen Bedürfnisse Theil nehmen können. Die Uebung im Rauben, die sie unter den Augen und nach dem Beyspiele einer schon erfahrnen Mutter anstellen, verschafft ihnen täglich einige neue dahingehörige Ideen. Sie lernen die Dickigte kennen, wohin das Wild seine Zuflucht nimmt; sie gewöhnen sich, die verschiednen Eindrücke, die sie erhalten, von einander zu unterscheiden, und suchen durch den Geruch das Urtheil ihrer übrigen Sinne zu berichtigen.

Haben sie ein Alter von acht oder neun Monaten erreicht, so zwingt nun der Instinkt die Wölfinn, ihre Jungen vom vorigen Jahre zu verlassen, und sich aufs neue mit einem Wolfe zu begatten. Dieses dringende Bedürfniß vertilgt in ihr alle mütterliche Sorgfalt und Zärtlichkeit; sie verläßt oder verstößt die Jungen, die nun ihres Beystandes nicht mehr bedürfen, und mithin sehen sich diese auf einmal ganz und gar ihren eigenen Kräften überlassen. Einige Zeit hindurch bleibet nun die Familie noch bey einander, und es wäre vortheilhaft für sie, es noch lange zu bleiben; aber

da es die natürliche Gefräßigkeit dieser Thiere nicht lange dulden kann, daß die Beute getheilt werde, so erfolgt bald darauf ihre gänzliche Trennung. Die stärksten behaupten alsdann den Platz; die schwächern begeben sich anderswohin, und sind nicht selten dem traurigen Schicksale ausgesetzt, Hungers zu sterben. Da sie überdieß noch allzuwenig Erfahrung haben, so stehen sie auch allen den Gefahren blos, welche der Mensch ihnen bereitet. In diesem Alter geschieht es am meisten, daß sie in den Feldern dem Aase nachgehen, weil es ihnen sowohl an Kräften als an der Geschicklichkeit fehlt, die den Mangel der Kräfte ersetzen könnte. Haben sie diese Zeit der Noth und des Mangels überstanden, so wird ihnen nun ihr Unterhalt durch ihre zugenommenen Kräfte und ihre erlangten Kenntnisse erleichtert. Sie sind nun im Stande, daß sie große Thiere anfallen können, wovon ein einziges ihnen Unterhalt auf mehrere Tage verschafft; sie zerreissen es in mehrere Stücke, und verwahren die Ueberbleibsel davon sehr sorgfältig. Aber diese gebrauchte Vorsicht macht sie darum in ihrer Jagd nicht schläfriger; sondern nur alsdann, wenn diese Jagd unglücklich ausgefallen ist, nehmen sie zu ihrem verborgenen Vorrathe ihre Zuflucht. So theilen sie ihre Zeit zwischen der Jagd des Nachts und

einem leichten unruhigen Schlummer am Tage.

Dieses ist die bloß natürliche Lebensart eines Wolfes. An Orten aber, wo seine Bedürfnisse mit den Begierden des Menschen in Streit gerathen, zwingt ihn die unumgängliche Sorge für seine Sicherheit, daß er seine Wirksamkeit auf eine weit grössere Anzahl von Gegenständen und Ideen ausdehnen muß. Sein von Natur freyer und dreister Gang wird hier vorsichtig und furchtsam; die Besorgniß irgend einiger Gefahr hält sehr oft seine Begierden zurück; und man merkt nun sehr deutlich, daß er die ehemals gehabten Empfindungen, an die ihn sein Gedächtniß wieder erinnert, von denjenigen, die er durch den gegenwärtigen Gebrauch seiner Sinne erhält, zu unterscheiden weiß. Wenn er z. B. eine Heerde entdeckt, die in eine Hürde eingeschlossen ist, so kömmt ihm zugleich die ehemalige Idee von dem Schäfer und dem Hunde wieder ins Gedächtniß, und hält ohngeachtet des gegenwärtigen Eindruckes seinen Entschluß auf; er mißt in Gedanken die Höhe der Hürde, vergleicht diese Höhe mit seinen Kräften, und urtheilet wie schwer es ihm seyn wird zu entkommen, wenn er mit seiner Beute wird beladen seyn. Daraus schließt er dann ferner auf die Fruchtlosigkeit oder die Gefahr des Ver-

suches. Ist hingegen die Heerde im freyen Felde zerstreut, so wird er sich mitten hinein wagen, und selbst im Angesichte des Schäfers einen Hammel wegführen; besonders da, wo der Wald in der Nähe ist, und er sich eher zu verbergen Hofnung hat, als man ihn einholen kann. Für einen erwachsenen Wolf, der in der Nachbarschaft bewohnter Oerter lebt, braucht es nicht viel Erfahrung, um einzusehen, daß der Mensch sein Feind sey. Sobald er sich blicken läßt, wird er auch schon verfolgt; der Zusammenlauf und der Lärmen verkündigen ihm, wie sehr er gefürchtet werde, und wie viel er selbst zu befürchten habe. Daher wird auch die Idee der Gefahr eben so oft in ihm erneuert, als er die Spur eines Menschen riecht, und selbst die verführerischte Beute bietet sich ihm vergebens an, so lange diese fürchterliche Vorstellung damit verbunden ist. Ja auch dann, wenn die Gefahr schon aufgehört hat, bleibt die Beute ihm noch lange verdächtig. Er kann zwar nicht eigentlich wissen, ob man ihm Fallstricke gelegt habe, und von welcher Beschaffenheit sie seyn mögen; aber er hat doch die abstrakte Idee von irgend einer ihm drohenden Gefahr, und er weiß sich seiner Furcht nicht anders zu entschlagen, als indem er zu dem verdächtigen Gegenstande nach und nach und fast unmerklich hinzuschleicht;

kaum daß oft mehrere Nächte hintereinander hinlänglich sind, ihn zu beruhigen. Der Grund des Mißtrauens ist zwar nicht wirklich mehr da; allein das Gedächtniß erhält ihn noch gegenwärtig, und das Mißtrauen dauret fort. Die Idee vom Menschen erweckt die Idee eines verborgnen ihm gelegten Fallstrickes, und diese hält seine Begierde auch von der leckersten Lockspeise zurück. Er denkt:

Timeo Danaos, et dona ferentes.

Diese Kenntniß und Klugheit ist sich der Wolf um seiner Erhaltung willen zu verschaffen genöthiget. Dem erwachsenen Wolfe, der einige Erfahrung hat, mangelt sie nie, und sie erstreckt sich weiter, nachdem ihn die Umstände öfter oder seltner nöthigen, mit sich selbst zu Rathe zu gehen und nachzudenken. Ohne wie der Mensch förmliche Schlüsse zu machen, muß er doch wenigstens die verschiednen Eindrücke der Empfindung mit einander vergleichen, und die Verhältnisse, welche die Gegenstände unter einander und welche sie mit ihm selbst haben, beurtheilen: denn wie könnte er sonst voraussehen, was er von diesen Gegenständen zu hoffen oder zu fürchten hätte? Gleichwohl ist der Wolf von unsern fleischfressenden Thieren noch das roheste, und das eben deßwegen, weil es das stärkste ist, auch am meisten geradezu geht; nur die Erfahrung

ist es, die es vorsichtig, und die Noth, die es geschickt macht. Sein angebohrnes natürliches Hülfsmittel ist sonst die Stärke, und nur die schwächern Thiere müssen sich eigentlich mit List und Geschicklichkeit behelfen.

Wird der Wolf mit Windhunden gejagt, so entkömmt er bloß durch seine überlegne Schnelligkeit und seinen längern Odem, ohne zu den Wiedergängen oder zu andern Kunstgriffen der schwächern Thiere seine Zuflucht zu nehmen. Die einzige Vorsicht, die er gebraucht und die er zu seiner Sicherheit nothwendig gebrauchen muß, ist diese, daß er mit der Nase gegen den Wind flieht, um durch seinen Geruch alle gefährlichen Gegenstände zu spüren, die ihm auf seinem Wege etwa begegnen möchten. Er hat den Grad der stärkern oder schwächern Empfindung, die er auf diese Art von einem Gegenstande erhält, mit der Entfernung, worinn er sich von demselben befindet, und die Entfernung mit der Gefahr, die er davon zu fürchten hat, vergleichen gelernt; er wendet sich zwar weit genug von demselben ab, um ihn vermeiden zu können, aber doch so, daß er darüber den Wind nicht verliert, der ihm beständig zum Wegweiser dienen muß. Da er stark und geübt ist, und da seine Jagd ihn mehrmalen gezwungen hat, eine große Strecke Landes zu durchstreichen,

so richtet er seinen Lauf gegen die ihm bekannten entferntern Gegenden: und es ist kein anderes Mittel, ihn von seinem Wege abzubringen, als indem man ihm an mehrern Orten zugleich, mit vielen Anstalten und vieler Zurüstung, aufstellt.

Ein jedes Thier, das seine Zeit zwischen der Jagd und dem Schlafe theilt, und also der Langenweile nicht ausgesetzt ist, kann nur dreyerley Gegenstände haben, wodurch es intereßirt wird, und die mithin die Quellen seiner Kenntnisse, seiner Urtheile, seiner Entschlüße und Handlungen werden. Der erste Gegenstand ist die Sorge für seinen Unterhalt; der zweyte die zu seiner Sicherheit erforderliche Vorsicht; der dritte endlich die Begattung mit einem Weibchen, wenn es das Bedürfniß der Liebe fühlt. Wir haben gesehen, daß der Wolf, in Absicht auf die Sorge für seinen Unterhalt, allen den Fleiß und die Geschicklichkeit anwendet, die er ausser seiner Stärke noch nöthig hat. Er nimmt verschiedne Maaßregeln, bloß um des Ortes gewiß zu werden, wo er seine Beute finden wird; und wenn er nach dieser Untersuchung den einen Ort mit dem andern verwechselt, so geschicht allemal diese Wahl vorher gemachten Beobachtungen zu Folge. Ferner beobachtet und schätzt er, eine lange Zeit, die verschiednen Arten der Gefahr,

denen er sich bey seinem Raube aussetzt, und die Berechnung der gegenseitigen Gründe erhält ihn so lange in Unentschlossenheit, bis endlich die Begierde der Waage den Ausschlag giebt, und ihn zu einem freywilligen Entschlusse bringet. Die Maaßregeln, die er zu seiner Sicherheit nimmt, erfordern noch mehr Vorhersehung, oder welches einerley ist, eine noch größere Anzahl von Faktis, die er im Gedächtnisse behalten hat. Diese Fakta vergleicht er dann mit der gegenwärtigen Empfindung, beurtheilt die Aehnlichkeiten, die beyde untereinander haben, und ergreift endlich seinen Entschluß nach Maaßgabe des gefällten Urtheiles. Alle diese verschiednen Operationen muß man dem Wolfe nothwendiger Weise zugestehn, wenn man die Klugheit seines Verfahrens begreifen will. Etwas davon könnte man zwar durch einen bloß mechanischen Eindruck erklären, als z. B. die Furcht, die in den meisten Raubthieren bey einem plötzlichen Geräusche entsteht; aber meiner Einsicht nach wäre doch immer diese Erklärung nicht richtig und hinlänglich. Bey einem jungen Wolfe mag das Geräusch eines Blatts weiter nichts, als Neugier erregen; aber der alte und erfahrene Wolf, der auf ein solches Geräusch schon mehrmalen einen Menschen hat zum Vorschein kommen

men sehn, wird dafür wirklich erschrecken, indem er an die Beziehung, die diese beyden Erscheinungen schon sonst auf einander gehabt haben, zurückdenkt. Wenn das Urtheil sehr oft wiederholt worden ist, und die darauf folgenden Handlungen dem Thiere durch diese öftere Wiederholung habituell geworden sind: so kann man dann freylich durch die Geschwindigkeit, womit die Handlung unmittelbar auf das Urtheil folgt, gar leicht verführt werden, jene für bloß mechanisch zu halten; allein mit ein wenig Nachdenken muß man doch auf den wahren Ursprung derselben wieder zurückkommen, und dem Thiere die ganze Reyhe der dazu erforderlichen Operationen nothwendig zugestehen.

Der Wolf kann aber auch leicht durch sein Urtheil betrogen werden. Man nehme an, daß er die Idee vom Menschen und von Gefahr mit der Idee von einem rauschenden Blatte oder mit andern dergleichen Ideen sehr oft zu verbinden Gelegenheit gehabt, und daß ihm also diese Verbindung schon sehr geläufig geworden sey; so wird sie sich nun als eine allgemeine Idee in seinem Gedächtnisse festsetzen. Die Einbildung wird ihn ohne Unterlaß mit erdichteten Bildern und falschen Urtheilen täuschen; endlich, wenn sich diese falschen Urtheile auf eine größere Anzahl von Gegenständen erstrecken,

wird er sich ein ganz irriges System bilden, das gleichwohl richtig auf die einmal angenommenen Grundsätze gebaut ist, und dieses irrige System wird ihn zu einer Menge falscher Schritte und Maaßregeln verleiten. Er wird allenthalben Fallstricke sehen, wo auch wirklich keine vorhanden sind; das Schrecken wird sein Gedächtniß in Unordnung bringen; er wird sich die verschiednen Eindrücke, die er erhalten hat, in einer ganz andern Verbindung wieder vorstellen; seine Einbildungskraft wird daraus betrügerische Gestalten zusammensetzen, und mit jeder wird er die abstrakte Idee von Unsicherheit und Gefahr verknüpfen. In der That bemerkt man dieses alles an den Raubthieren sehr leicht; besonders in Gegenden, wo sie ohne Unterlaß gejagt und beunruhiget werden: und eben deßwegen sind diese Gegenden für die Beobachtung am vortheilhaftesten. Wenn der Jäger den Schritten dieser Thiere nur nachspürt, um den Ort ihres Lagers ausfindig zu machen; so bemüht sich hingegen der Philosoph, die geheimste Geschichte ihrer Gedanken darinn zu lesen; er bemerkt, wie sie zu jedem Schritte durch Unruhe, durch Schrecken, durch Hofnung geleitet worden sind; er erforscht die Bewegungsgründe, die ihren Gang vorsichtig gemacht, die ihn aufgehalten, die ihn beschleuniget haben:

und diese Bewegungsgründe sind entweder wahr und richtig, oder man muß, wie es oben bereits gesagt worden ist, Wirkungen ohne Ursache annehmen.

Es ist schwer zu entscheiden, ob auch die Liebe dem Wolf eine beträchtliche Anzahl von Ideen verschaffe. Nur so viel weiß man, daß der Wölfe mehr als der Wölfinnen sind, daß zwischen jenen zur Rollzeit blutige Kämpfe um den Besitz des Weibchens vorfallen, und daß sie auf gewisse Zeit in einer Art von ehelicher Verbindung zusammen leben. Ob aber die Wölfinn dem stärksten unter den Mitbuhlern zu Theil werde, oder ob sie sich aus freyer Wahl dem geliebtesten überlasse, ist unbekannt. Indessen weiß man doch, daß sich in das Betragen der Wölfinn eine Art von Coquetterie mischt, die überhaupt allen weiblichen Thieren in jeder Gattung gemein ist. Die Wölfinn fühlt den Instinkt zwar zuerst; aber sie stellt sich noch gleichgültig, oder verweigert sogar eine ziemliche Zeit lang, was sie doch selbst verlangt: und da sie zuletzt mit demjenigen, der ihr Gatte wird, davonflieht, und sich den übrigen Mitbuhlern entzieht, so ist es ziemlich wahrscheinlich, daß die Wahl an ihrer Vereinigung Antheil habe. Nun bleibt sie mit demjenigen, den sie entweder sich selber ausersehen oder der sie durch seine Ue-

verlegenheit gewonnen hat, die ganze Zeit hindurch, da sie trächtig ist, beysammen; auch nehmen beyde nachher an der Sorge für ihre Jungen gemeinschaftlich Antheil. Der erste Grund dieser Verbindung mag also seyn, welcher er wolle; so erkennt man, daß daraus gewisse gegenseitige Rechte und neue Ideen entstehen. Wolf und Wölfinn jagen nunmehro gemeinschaftlich, und durch den Beystand, den sie einander leisten, wird ihre Jagd beydes leichter und sichrer gemacht. Soll zum Beyspiele eine Heerde angegriffen werden, so zeigt sich die Wölfinn dem Hunde, und lockt ihn durch ihre Flucht hinter sich her und von den Schafen ab; mitlerweile fällt der Wolf in die Hürden und entführt einen Hammel, den nun der Hund seiner zu großen Entfernung wegen nicht mehr vertheydigen kann. Geht die Jagd auf einen Hirsch, so theilen sie ihre Verrichtungen unter sich nach dem Verhältnisse ihrer Stärke. Der Wolf treibt das Thier auf, verfolgt es und bringt es ausser Athem, indeß die Wölfinn, die sich schon zum voraus in irgend einen engen Weg gestellt hatte, dasselbe mit frischen Kräften wieder anfällt, und in kurzer Zeit den Streit völlig ungleich macht.

Man siehet leicht, wie viel Kenntnisse, Urtheile und Erfahrungsschlüsse eine solche Handlung

lung voraussetzt. Es scheint sogar schwer zu begreifen, wie Verträge von dieser Art ohne Sprache geschlossen und ausgeführt werden können; doch davon will ich in einem andern Briefe reden. Indessen ist doch der Wolf, wie wir schon gesagt haben, eines von denjenigen Raubthieren, die vermöge ihrer Stärke weniger künstlicher Ideen, das heißt solcher bedürfen, die durch das Nachdenken über gehabte Empfindungen erworben werden.

Von dem sittlichen Charakter der Wölfe scheinet zwar ihre natürliche Raubbegierde, ihre Gewohnheit zu morden, und der tägliche Genuß zerfleischter und blutiger Thiere nicht den vortheilhaftesten Begrif zu geben: indessen siehet man nicht, daß sie unter einander selbst einige unmittelbare Grausamkeit verübten. Nur den einzigen Fall der Mitbuhlerschaft in der Liebe muß man auch bey ihnen, so wie bey allen übrigen Thieren, ausnehmen. Sonst leisten sie einander, solange die gesellschaftliche Verbindung zwischen ihnen besteht, in Angriff und Vertheidigung gegenseitigen Beystand, und besonders treibt die Wölfinn ihre mütterliche Zärtlichkeit bis zu einer Wuth, die schlechterdings keine Gefahr kennet. Man behauptet zwar, daß wenn ein Wolf verwundet ist, die andern der Spur seines Blutes nachgehen, und ihn selbst vollends

umbrin-

umbringen und aufzehren; aber diese Erfahrung ist nichts weniger als gewiß, und wenn sies auch wäre, so mag zuweilen die äußerste Noth, die von keinen Gesetzen mehr weiß, an dieser sonst ungewöhnlichen Grausamkeit Schuld gewesen seyn. Uebrigens können die moralischen Verhältnisse zwischen solchen Thieren, die keines gesellschaftlichen Lebens bedürfen, sich nicht sehr weit erstrecken: und die zärtlichen Bewegungen des Mitleids müssen natürlicher Weise einem Geschöpfe, das eine harte und einsame Lebensart führt, nur sehr wenig bekannt seyn.

Der Fuchs hat eben die Bedürfnisse und eben die Neigung zum Raube, die der Wolf hat; er hat eben so feine Sinne bey noch mehr Behendigkeit und Geschmeidigkeit; nur an Stärke gebricht es ihm, und er muß also ihren Mangel durch Geschicklichkeit, List und Geduld ersetzen. Eine der Wirkungen seiner Geschicklichkeit, worinn er dem Wolfe am meisten überlegen ist, bestehet darinn, daß er sich eine Grube aushöhlt, die ihn gegen die rauhe Witterung sichern und ihm zugleich zum Zufluchtsorte dienen muß. Um sich aber die Mühe der eignen Arbeit zu ersparen, bemächtigt er sich gemeiniglich eines Caninchenlochs, jagt das Caninchen heraus, und nimmt es selbst in Besitz. Wenn ihn irgend eine

eine Ursache bewegt, sich anderswohin zu begeben, so gehet seine erste Sorge darauf, alle Gruben nacheinander zu besichtigen, deren Lage sich für ihn schicken könnte, besonders diejenigen, die schon vor Zeiten von Füchsen bewohnt gewesen sind. Er säubert sie nach und nach, und läßt sich eher in keiner nieder, als bis er sie alle nach der Reyhe durchsucht hat: wird er aber in derjenigen, die er sich ausersehen, nur ein wenig gestöhrt, so vertauscht er sie gleich darauf mit einer andern; denn an dem Orte, wo er seinen Wohnsitz nimmt, will er völlige und ungestöhrte Sicherheit haben. Nach gewähltem Aufenthalte durchstreicht er nun in kurzem alle umliegenden Gegenden auf eine ziemliche Weite; er macht sich die Flecken, die Dörfer, die einzeln liegenden Häuser bekannt, wo er Federvieh wittert; er merkt sich die Höfe, worinn er Hunde bellen oder sonst einiges Geräusche hört, und diejenigen, wo alles stille und ruhig zugeht; er nimmt endlich die Zäune und die bedeckten Oerter in Augenschein, die im Fall der Noth seine Flucht etwa begünstigen könnten. Diese mannichfaltigen Maaßregeln der Vorsicht, die sich auf eine Menge vorhergesehener Möglichkeiten gründen, setzen nothwendig schon viele von ihm gemachte Erfahrungen voraus. Auch im Rauben selbst bemerkt man an dem Fuchse beständig ein wohlüberlegtes Mißtrauen.

trauen. Nur sehr selten wird er sich die Hitze hinreissen lassen, einen fliehenden Raub zu verfolgen; seine gewöhnliche Art ist, ganz leise hinanzuschleichen und sich dann durch einen leichten Sprung desselben zu bemächtigen. Ist er völlig versichert, daß in einem Hofe, wo er Federvieh entdeckt hat, alles ruhig ist, so versucht ers hineinzukommen, und seine natürliche Behendigkeit verhilft ihm sehr leicht zu seinem Endzweck. Wenn er alsdann nicht gestöhrt wird, so macht er sich die Gelegenheit zu Nutze und bringt um, so viel er nur kann; dann schleppt er eines nach dem andern so lange mit sich fort, bis er bey anbrechenden Tage für seine Sicherheit zu fürchten anfängt. Auf diese Art versorgt er sich mit Lebensmitteln auf mehrere Tage, und verbirgt die Ueberbleibsel davon sehr sorgfältig, um sie im Nothfalle wiederzufinden. Hält sich der Fuchs in einer Gegend auf, wo es Wildpret giebt, so äussert sich nun seine Geschicklichkeit wieder auf eine andere Art. Bald durchstreicht er das Feld mit der Nase gegen den Wind, und sucht, wo er entweder einen Hasen im Lager oder ein Rebhuhn in einer Furche ausspüren kann; findet er eines, so schleicht er stillschweigends und mit so leichten Schritten hinan, daß man kaum eine Spur davon, in dem weichen Boden, gewahr wird; auch gelingt es

ihm

ihm oft, seinen Raub auf diese Art zu erhaschen. Zuweilen nimmt er seine Zuflucht zur Geduld; er schleicht längs dem Gehölze hin, und giebt Acht, wo etwa ein Caninchen herausgeht; dann verbirgt er sich und lauert ihm auf, bis es zurückkömmt. Aber nicht immer durchstreicht er das Feld, bloß um einen Raub zu erjagen; oft thut er es noch, wenn er auch schon gesättigt ist, nur um sich von der Gegend, die ihm seinen Unterhalt giebt, eine gewissere und umständlichere Kenntniß zu verschaffen. Er kehrt oft zu den verschiednen Gruben zurück, die er gleich anfangs gesäubert hatte; geht sie mit vieler Vorsichtigkeit durch, und untersucht sorgfältig ihre verschiedenen Röhren. Wenn ihm neue Gegenstände vorkommen, so nähert er sich ihnen nur nach und nach; denn alles Neue ist ihm sogleich verdächtig, und jeder Schritt, den er darauf zuthut, zeigt sein Mißtrauen und seine Furcht an. Gleichwohl fängt man ihn leicht, wenn man ihm Lockspeisen, die er sehr liebt, auf solche Fallstricke legt, die er noch nicht kennt; so bald er sie aber kennt, so ist damit in der Folge nichts mehr ausgerichtet. Kein Bissen ist so anlockend, daß er ihn bewegen könnte, sich einer Gefahr auszusetzen, die er entweder deutlich vor sich sieht, oder die er doch argwohnt. Er hat die Wit-

terung von dem Eisen, und diese ihm einmal schrecklich gewordene Empfindung erhält über alle andern Eindrücke das Uebergewicht. Wird er inne, daß sich die Nachstellungen um ihn herum vervielfältigen, so verläßt er die Gegend und sucht sich eine andere, wo er sicherer seyn kann. Doch zuweilen findet er ein Mittel, mit Hülfe seines scharfen Geruchs, die Lockspeise von dem Eisen auf eine behende Art, und ohne daß er sich in Gefahr setzt, herunterzunehmen, nachdem er durch wiederholtes langsames Hinanschleichen dreister geworden.

Man siehet, daß diese Handlungen mit ihren Umständen eine Menge feiner Ueberlegungen und ziemlich verwickelter Schlüsse voraussetzen. Ich würde kein Ende finden, wenn ich alle die Ursachen, um derentwillen er seinen Aufenthalt verändert, alle die Bewegungsgründe, die der sonst so mächtigen Gewohnheit bey ihm das Gleichgewicht halten, und alle die Abwechselungen, die sich nach Maaßgabe der Umstände in seinem Betragen äußern, nach einander anführen wollte. Der höhere Grad der Geschicklichkeit, den man darinn erkennt, war einem schwachen Thiere, das den Bedürfnissen oder Vergnügungen des Menschen Abbruch thut und folglich mit demselben in Collision steht, unentbehrlich.

Wenn

Wenn es für den Fuchs ein natürlicher Vortheil ist, daß er einen Bau oder eine Wohnung hat, so ist es dagegen auch ein Vortheil für seinen Feind, wenn er ihn angreift. Der Mensch entdeckt seinen Aufenthalt leicht und überfällt ihn darinn; aber ohnerachtet aller seiner Hülfsmittel und Werkzeuge hat er sehr viel Erfahrung nöthig, um nicht selbst von dem Fuchse überlistet zu werden. Wenn alle Röhren oder Ausgänge des Baues mit Fallstricken belegt sind, so wittert und erkennt sie das Thier, und stehet lieber den grausamsten Hunger aus, als daß es hineingehen sollte. Ich weiß, daß einige zu vierzehn Tagen in ihrem Baue ausgehalten und nicht eher daraus hervorgekommen sind, als bis ihnen der äußerste Hunger nichts mehr zu wählen übrig ließ, als die Art des Todes. Diese Furcht, die den Fuchs zurückhält, ist nicht bloß mechanisch, noch ist sie auch unthätig; er versucht alles mögliche, um sich zu retten, und arbeitet, so lange er noch Klauen hat, an einem neuen Ausgange, wodurch er denn auch den Nachstellungen des Jägers nicht selten entgeht. Wenn etwa ein Caninchen, das mit ihm zugleich eingeschlossen gewesen, sich in einem der Fallstricke gefangen hat, oder das Eisen durch irgend einen andern Zufall zusammenschlägt, so urtheilt nun der Fuchs, daß die

Maschine ihre Wirkung gethan, und geht dreist und sicher daneben hin. Die einzige Leidenschaft, die den Fuchs seine gehörige Vorsicht einigermaßen vergessen macht, ist die Zärtlichkeit gegen seine Jungen; in der Nothwendigkeit, diese zu füttern, werden Fuchs und Füchsinn, besonders aber die letztere, kühner, als sie für sich selbst sind, und lernen Gefahren trotzen, vor denen sie sonst würden gezittert haben. Auch wissen die Jäger von dieser Zärtlichkeit des Fuchses gegen seine Jungen ihren Vortheil zu ziehen. Eine solche Gemeinschaft des Interesse und der Sorgen setzt gewissermassen etwas Moralisches in der Liebe voraus, und Neigungen, die sich weiter, als auf die eigentlich sogenannten physischen Bedürfnisse erstrecken. So sehr auch diese Thiere an blutige Handlungen gewöhnt sind, so können sie doch das Geschrey ihrer leidenden kleinen Familie nicht ohne die innigste Rührung hören. Freylich, das Federvieh hat keine Ursache, sie eben für mitleidige Geschöpfe zu halten; aber ihre Weibchen, ihre Kinder, und überhaupt alle Thiere ihrer eigenen Gattung haben auch eben so wenig Ursache, unzufrieden mit ihnen zu seyn. Eben die zärtliche Unruhe, womit die Füchsinn bey gegenwärtiger Gefahr sich selbst vergißt, macht sie auch ausnehmend aufmerksam, alle Gefahren

zu vermeiden. Sobald sich nur ein Mensch ihrem Baue nähert, so schleppt sie des Nachts darauf ihre Jungen fort; und da die Füchse eben zu der Zeit, wann sie Jungen haben, am meisten rauben, und ihnen daher auch eben dann am meisten nachgestellt wird, so ist die Füchsinn zu einem solchen Umziehen sehr oft genöthigt.

Der Mensch stellt dem Fuchse nicht bloß nach, weil er ihm schädlich ist; er hat sich auch aus der Jagd dieses Thiers eine Art von Vergnügen gemacht. Man pflegt es mit Dachshunden oder mit kleinen Windhunden zu jagen. Anfangs entfernt sich der Fuchs nicht weit von seinem Baue, und zieht sich zu mehrern malen in der Nachbarschaft desselben herum; aber da man ihm gemeiniglich bey dem Baue auflauert und auf ihn schießt, so entschließt er sich endlich, das Weite zu suchen, und flieht, um die Hunde im Nachsetzen aufzuhalten, in die stärksten Dickigte, die er kennt, und worinn er Bescheid weiß. Wenn er merkt, daß einige Jäger vor ihm voraus sind und im Anschlage stehen, so geht er ihnen so viel möglich aus dem Wege, und versucht lieber alles, als daß er vor ihnen vorbeylaufen sollte. Ich habe gesehen, daß ein Fuchs, um dem ihm gestellten Hinterhalte zu entkommen, zu dreyen malen eine Mauer von neun Fuß hinangesprungen ist. Da aber

dieses Thier anders keine Vertheidigung hat, als die Flucht, und nicht so lange aushalten kann, als die Hunde, so muß es sich endlich, nachdem es seine ganze Geschicklichkeit erschöpft hat, aus Müdigkeit in irgend einen Bau zurückziehn, worinn es denn oftmals umkömmt.

Man muß bemerkt haben, daß die tägliche Lebensart und das ganze Betragen eines Fuchses schon einen besser geordneten Plan, feinere und ausgebreitetere Kenntnisse und ein größeres und mannichfaltigeres Nachdenken erfordert, als wir vorhin bey dem Wolfe fanden. Klugheit ist das Hülfsmittel der Schwäche, und oft befindet sich die Schwäche besser dabey, als die Stärke bey der Verwägenheit. Uebrigens wird man auch an diesen Thieren eine Fähigkeit sich zu vervollkommen gewahr; nur daß die Verschiedenheit der Organisation und der Verhältnisse auch verschiedne Resultate hervorbringt. Unwissend, ungeschickt und beynahe dumm an solchen Oertern, wo ihnen nicht offenbar nachgestellt wird, werden sie klug, einsichtig, verschlagen an andern, wo die Furcht vor Schmerz und Tod, die sich ihnen unter tausendfachen Gestalten zeigen, ihr Gedächtniß mit vielfältigen Empfindungen angefüllet hat, die nachher bey wiedervorkommenden Gelegenheiten eben so viele Warnungen für sie werden, nach denen

sie ihr Betragen einrichten. Die Urtheile, die sie sich aus ihren Erfahrungen abziehn, sind freylich nicht allemal sicher; aber nachfolgende Erfahrungen berichtigen sie, und man bemerkt, wie ihre Urtheilskraft mit zunehmenden Jahren immer vollkommner wird. In der Jugend begehen sie aus Unwissenheit und Unbedachtsamkeit manchen Fehltritt; nachher werden sie durch die Gefahren, denen sie sich bloßgestellt sehen, in eine blinde Furcht gesetzt, worinn sie alles, was ihnen unbekannt ist, sogleich für verdächtig halten; zuletzt aber, wenn sie älter und ihre Urtheile immer sicherer werden, lassen sie sich durch bloß anscheinende Gefahren weit weniger beunruhigen, und sind dagegen desto mehr auf ihrer Hut gegen die wirklichen. Eine ungegründete Furcht würde sie um manche Nacht bringen, und sie würden Mangel an Nahrung leiden; dieses dringende Interesse zwingt sie zur Aufmerksamkeit; und die Aufmerksamkeit lehrt sie die verschiedenen Beschaffenheiten der Dinge, vor denen sie sich zu fürchten oder nicht zu fürchten haben, unterscheiden. Je öfter das geschieht, desto leichter, schneller, zuverläßiger wird ihr Urtheil.

Die Thiere sind also der Vervollkommung fähig: und wenn gleich einige Gattungen es vermöge ihrer Organisation weniger sind, so

sind es doch alle bis zu einem gewissen Grade, und müssen es auch als Wesen seyn, die mit Empfindung und Gedächtniß begabt sind. Wie sehr der weise Urheber der Natur die Hülfsmittel allenthalben nach den Bedürfnissen abgemessen; das wird noch weiter aus meinem nächsten Briefe erhellen. Man mag die Werke des höchsten Werkmeisters ansehen von welcher Seite man will: allenthalben findet man Ursache, seine unendliche Weisheit zu bewundern und anzubeten.

Dritter Brief.

Die Geschichte der fleischfressenden Thiere, wovon Sie in meinem zweyten Briefe einige Versuche gelesen haben, enthält mannichfaltigere Auftritte, als sich von der Geschichte solcher Thiere erwarten läßt, die von Kräutern und Früchten leben. Eine fliehende Beute, die durch öftere Angriffe selbst sehr schlau wird; die Nebenbuhlschaft mit dem Menschen, der durch seine überlegenen Fähigkeiten Herr der Natur ist; alles das mannichfaltige Interesse, das aus der Verbindung dieses doppelten Zustandes der Vertheidigung und des Angriffes entsteht, hält das Empfindungsvermögen der fleischfressenden Thiere in einer unaufhörlichen Wachsamkeit, und zwingt sie zu einem beständigen Auf-

merken

merken und Ueberlegen, wodurch denn die Grenzen ihrer Einsicht täglich erweitert werden. Die fruchtfressenden Thiere hingegen haben zu ihrem Unterhalte kein Aufmerken und Ueberlegen nöthig; sie haben weniger Ideen und mehr Unschuld; sie sind sanfter von Sitten, und führen eine einförmigere Lebensart voll Ruhe und Friedens. Man sagt, die Geschichte eines Volkes ohne Leidenschaften würde eine Geschichte ohne Interesse werden. Bey den fruchtfressenden Thieren trifft dieses gewissermaßen ein; ihre Geschichte ist so einfach, als ihre Bedürfnisse; alle ihre Kenntniß schränkt sich auf eine kleine Anzahl von Erfahrungen ein; und wenn nicht andere räuberische Thiere sie zuweilen in ihrer Ruhe störten, so würden ihre Kenntnisse noch eingeschränkter, aber auch ihr Leben desto freyer und glücklicher seyn. Vor allen ist es der Mensch, dessen Raubgierde und Grausamkeit diesen unschuldigen Thieren nicht erlaubt, der Früchte der Erde in Ruhe zu genießen. Wenn er den Wölfen und Füchsen, diesen Tyrannen der Wälder, nachstellt, so geschieht es nicht aus Mitleiden gegen die sanftern Thiere, sondern aus Neid; er will die Beute, woran sie gemeinschaftlich Anspruch machen, allein verschlingen. Der Hirsch, der Damhirsch, das Reh, der Hase, das Caninchen werden von ihm nur geschützt, damit er

sie rauben könne; die endliche Absicht seiner Sorgfalt für sie ist keine andre, als sie zu würgen. Freylich verdanken verschiedene dieser Thiere eben der Nothwendigkeit, den Nachstellungen des Menschen zu entfliehen, eine ziemliche Anzahl ihrer Ideen. Sie sind gezwungen, sich ein gewisses Vertheidigungssystem zu machen, das sie ohnedem nicht haben würden: und wenn es ein absolutes Glück wäre, Wissenschaft zu besitzen, so würden sie diesem ihrem Feinde, dem Menschen, für einen Theil ihrer Glückseligkeit Verbindlichkeit haben, weil eben durch ihn ihr Empfindungs- und Verstandsvermögen entwickelt wird: aber kann Wissenschaft je ein hinlänglicher Ersatz für den Verlust der Ruhe seyn? Dem müßigen und unruhigen Menschen, der zur Vermeidung der Langenweile Beschäfftigung braucht, ist sie vielleicht ein Mittel zur Glückseligkeit; eine Arzeney für die Krankheit der Neugierde, die ihn foltert: aber diejenigen empfindenden Wesen, denen eine stärkere Beschäfftigung durch keine Gewohnheit zum Bedürfnisse geworden, haben die Krankheit nicht, wogegen diese Arzeney das Mittel ist. Vielleicht ist selbst beym Menschen dieser unruhige Verdruß, der ihn immer außer sich treibt, und eben dadurch die Quelle des größten Theils seiner Kenntnisse wird, nichts als ein fehlerhaftes

Ange-

Angewöhnen, das von seiner Erziehung herrührt. Die wilden Völker, die nur wenig Bedürfnisse kennen, scheinen darum nicht minder glücklich als die gesitteten zu seyn, die ihrer viele kennen und sie nicht zu befriedigen wissen. Wenn man erwägt, wie so mancherley zum Glücke des müßigen gesitteten Menschen nothwendig geworden ist; wie so wenige dessen genießen, und wie so unzählig viele durch unbefriedigte Begierden unglücklich sind; so sollte man fast glauben, daß unser Geschlecht, im Ganzen genommen, würde gewonnen haben, wenn es weniger Kenntnisse erlangt hätte. Vielleicht aber würden auch allgemeiner ausgebreitete und vollkommnere Kenntnisse den Menschen die eigentliche Stufe der Glückseligkeit zeigen, die sie zu erreichen im Stande sind; sie würden uns den Zustand kennen lehren, der für die größte Menge einzelner Glieder der Gesellschaft der vortheilhafteste wäre, und so unsre Unruhen endigen, indem sie unsre Begierden einschränkten. Dem sey wie ihm wolle, so scheinen diejenigen Thiere, deren einförmigere Lebensart nur eine sehr geringe Anzahl von Ideen voraussetzt, dem Glücke näher zu seyn, als die, deren mannichfaltiges Interesse sie in beständiger Bewegung erhält. Die Existenz dieser letztern ist lebendiger und ihre Empfindungen stärker: aber oft

besteht dieses erhöhte Daseyn, wenn ich es so nennen darf, nur in größerer Furcht, Unruhe und Schmerz. Selbst dann, wenn sie das Vergnügen mit einer hoffnungsvollen Hitze verfolgen, kann man sie nicht eigentlich glücklich schätzen: denn nur das Bedürfniß zu genießen ist thätig; der Genuß selbst aber ist ruhig.

Der Hirsch ist eins von denjenigen Thieren, die vermöge ihrer körperlichen Beschaffenheit, ihrer daher entstehenden Neigungen, ihrer Lebensart und ihrer Verhältnisse mit den übrigen Thieren eben nicht viel Ideen erwerben können. Er hat keine Schwierigkeit zu überwinden, um seine Nahrung zu bekommen. Wenn er Mangel leidet, so bleibt ihm nichts übrig, als seinen Aufenthalt zu verändern, und keine Art von Geschicklichkeit kann ihm helfen: also drücken sich seinem Gedächtnisse von dieser Seite nur sehr wenig Erfahrungen ein, die aber für ihn hinreichend sind. Er lernt und weiß bald, wo er im Anfang des Frühlings zarte Sprossen und Keime, im Sommer junges und frisches Gras, gegen Ende des Sommers Getraidekörner, und im Winter, wenn alles übrige Holz verdorrt und alles Gras verwelkt ist, Brombeersträucher oder die zärtesten Spitzen von Heidekraut finden soll. Die Wiederholung dieser so einfachen Handlungen verräth und verschafft eben

nicht

nicht viele Kenntnisse. Des Abends sein Lager verlassen, und auf Fütterung gehn; bey Anbruch des Tages dahin zurückkehren und sich zur Ruhe legen; zuweilen gegen Mittag aufstehn, entweder um zu essen, oder um bey großer Hitze seinen Durst zu löschen; dieß ist die Geschichte der täglichen Lebensart eines Hirsches, und würde die Geschichte seines ganzen Lebens seyn, wenn nicht die Brunfftzeit und die Nachstellungen des Menschen etwas mehr Mannichfaltigkeit hineinbrächten. Gleichwohl erkennen wir in diesen Handlungen, so einfach sie auch sind, nicht nur Erfahrung, sondern auch Ueberlegung und Wahl, weil der Hirsch nach der Verschiedenheit der Jahrszeiten nothwendig mit Lager und Weide wechseln muß. Im Frühjahr und zu Anfange des Sommers wird er von der Nothwendigkeit, sein Geweih wieder aufzusetzen und ein noch zartes Gehöre zu schonen, angetrieben, daß er sich in ein entferntes Gebüsch begiebt, wo er eine ungestörte Ruhe erwarten kann. Im Winter bewegt ihn die Strenge der Kälte, die höchsten und dickſten Wälder, in deren Nachbarschaft er Weide für den Winter findet, zu seinem Aufenthalte zu wählen. Indessen setzt diese Wahl des Aufenthalts nur noch eine einzige Folgerung voraus, die er unmittelbar aus einer einzigen Beobachtung gezogen: wenn er

aber

aber mehrmalen in seinem Zufluchtsorte beunruhiget worden, so macht er, um ihn zu verbergen, schon solche Anstalten, die feinere Einsichten und ein schwereres Nachdenken erfordern. Oft verändert er sein Lager nach Beschaffenheit des Windes, um alles, was ihm von außen gefährliches drohen konnte, durch Geruch und Gehör desto eher inne zu werden: oft macht er, statt vertraulich zu Holze zu gehn und sich geradesweges in sein Lager zu begeben, allerhand falsche Wiedergänge; das heißt, er geht auf einerley Wege zum Walde hinein und wieder heraus, so daß man nicht weiß, wo die Fährte hinführt. Ohne daß eben jetzt eine Ursache zur Unruhe vorhanden wäre, wendet er noch eben die Listen an, als wenn er wirklich von den Hunden verfolgt würde. Diese Vorsicht läßt auf schon bekannte Erfahrungen und auf eine Reihe daraus entspringender Ideen und Vermuthungen schließen. Der Hirsch muß gleichsam folgende Ueberlegung anstellen: Schon mehrmalen hat ein Hund, unter Anführung eines Menschen, mich zur Flucht genöthigt; er hat mich lange auf meiner Fährte verfolgt; mithin mußte ihm meine Fährte bekannt seyn. Was sich schon mehrmalen begeben hat, das könnte sich auch heute begeben; also muß ich heute gegen das, was schon sonst geschehen ist, auf meiner

ner Hut seyn. Ohne zu wissen, wie man meine Fußtapfen kennen und verfolgen kann, vermuthe ich doch, daß ich durch Verwirrung derselben meine Verfolger irre machen könnte; ich muß also auf meiner Fährte hin und wieder laufen, um vor ihnen sicher zu seyn. Man kann sich unmöglich eine so zusammengesetzte Handlung, die zugleich so in die Folge sieht, ohne einen Bewegungsgrund, oder als die bloße Wirkung eines Instinkts denken; denn Handlungen des Instinkts setzen bey dem Thiere nur eine einzige gegenwärtige Idee oder Empfindung voraus. So geschieht es z. B. einer einzigen Empfindung zufolge, daß der Hirsch Gras frißt, daß das fleischfressende Thier sich auf seine Beute stürzt, daß das Kind die Warze an der Brust seiner Amme faßt: aber unmöglich kann eine einzige und unmittelbare Empfindung ein Thier lehren, daß es nach Maaßgabe eines Ungemachs, so es ehemals empfunden, und der Art und Weise, wie es solches empfunden, ein so künstliches Hülfsmittel ersinne.

Ich habe gesagt, daß auch die Brunfftzeit die gewöhnliche Einförmigkeit in dem Leben der Hirsche unterbräche; gleichwohl giebt ihnen weder die Liebe, noch auch die gesellschaftliche Verbindung, worinn sie den Winter über zubringen, eine beträchtliche Anzahl von Ideen. Die

Liebe ist bey ihnen ein bloßes augenblickliches Bedürfniß des Genusses, wobey ihnen ein Weibchen so gut wie das andre ist, und keine gegenseitige Wahl, keine gemeinschaftliche Familiensorge statt findet. Diejenigen, die in ihrer eignen Gegend nicht Weibchen genug haben, oder von ihren stärkern Mitbuhlern verdrängt werden, suchen einen andern Aufenthalt und gehen oft sehr weit auf gut Glück aus. Wenn die Begierde äußerst dringend geworden, so sind die Hirsche in einer beständigen Bewegung; sie binden sich an kein bestimmtes Lager, an keine bestimmte Weide mehr; sie erfüllen die Wälder mit einem fürchterlichen Geschrey, das den Ton des empfindlichsten Schmerzes hat; laufen wie trunken umher, ohne zu sehn und zu hören, und verlieren in kurzem alle Feiste, die sie den Sommer über zugelegt hatten. Bey den Weibchen wird man nicht so, wie bey andern Gattungen, die sich ihr Männchen wählen, die verstellten Weigerungen gewahr, wodurch das Männchen noch brünstiger und auf den Genuß erpichter wird: auch scheinen die Gefechte unter den Männchen, ohne irgend einen Bewegungsgrund der Eifersucht, bloß um des gegenwärtigen Genusses willen, vorzufallen. Sind sie an Kräften einander ungleich, so räumt der Schwächere dem Stärkern ohne Anstand das

Feld.

Feld. Sonderbar ist es, daß unter diesen Thieren die alten die hitzigsten sind: daher auch ihnen die Hirschkühe, es sey aus Neigung oder aus Furcht, sich sogleich ergeben. Wenn indessen die Kräfte zweyer Streitenden beynahe gleich sind, und das Gefecht also langweilig und der Ausgang zweifelhaft wird, so werden oft die Kühe, die der Preis des Ueberwinders seyn sollten, die Beute eines jungen verwägnen Spiessers, der sie beschlägt und entflieht.

Man siehet, daß der Hirsch, ohngeachtet seiner ziemlich feinen Sinne, seines guten Gesichts und seines vortrefflichen Geruchs und Gehörs, doch nur wenig Kenntnisse erwirbt, weil er nur wenig Bewegungsgründe zur Aufmerksamkeit hat. Mit den Thieren seiner eigenen Gattung steht er bloß in einigen flüchtigen Verhältnissen, die nur gegenwärtige Empfindungen ohne alles Nachdenken voraussetzen. Mit den übrigen und mit dem Menschen steht er in keiner andern Verbindung, als daß er auf seine Vertheidigung denken muß, und dazu hat er kein anderes Mittel, als die Flucht: also bloß seine Art zu fliehen muß man untersuchen, wenn man sehen will, wie sich seine Fähigkeiten entwickeln. Daß ihn das Bellen der Hunde erschreckt, und daß er ihren Nachstellungen zu entkommen sucht, läßt sich bey einem so furchtsa-

men Thiere aus dem bloßen Instinkt begreifen. Aber daß er seine Flucht nach Maaßgabe seiner Erfahrungen und nach Beschaffenheit der Umstände einrichtet, daß er sie so geschickt und so künstlich anstellt; das läßt sich nicht anders als durch eine Wirkung seines Verstandes erklären. So lange er noch keine Erfahrung hat, flieht er, ohne alle Regel, gerade vor sich hin. Er kennt keine andre Gegenden, als die in der Nachbarschaft seines Geburtsortes liegen, also kömmt er auch oft dahin zurück, und verläßt sie immer nur ungern und im äußersten Nothfall. Ist er aber schon öfter in der Nothwendigkeit gewesen, den Verfolgungen zu entfliehen, und über die Art, wie er verfolgt worden, nachzudenken; so macht er sich nun gleichsam ein System seiner Vertheidigung, so mannichfaltig und so überdacht, als nur möglich. Er hat gemerkt, daß ihn bey seiner Flucht durch die Dickigte, worinn er durch das Anstreichen seines ganzen Leibes eine starke Witterung zurückläßt, die Hunde mit großer Hitze, ohne die Witterung zu verlieren, verfolgen; er verläßt daher die Dickigte und geht flüchtig durch die hohen Hölzer in Fahrwegen oder ausgehauenen Gängen fort, wo er zu beyden Seiten frey ist. Oft verläßt er auch gänzlich seinen Stand und nimmt dann alle seine Geschwindigkeit zusammen, um

voraus

voraus zu kommen. Doch wenn er auch nun die Hunde schon nicht mehr hört, so weiß er doch, daß sie ihn bald wieder einholen werden: weit entfernt also, sich einer gefährlichen Sicherheit zu überlassen, bedient er sich vielmehr dieser kurzen Frist, um auf Mittel zu denken, wie er seine Feinde hintergehen will. Er hat bemerkt, daß die Hunde ihn beständig auf seiner Spur verfolgen; um also diese zu verbergen, läuft er oft in gerader Linie vorwärts, und wieder zurück, und verläßt dann seine Bahn auf einmal durch verschiedene wiederholte Absprünge. Auf diese Art bringt er sie entweder wirklich von der Spur ab, oder er gewinnt doch wenigstens Zeit, noch weiter voraus zu kommen. Zuweilen flieht er sogleich beym ersten Angriff mit aller seiner Geschwindigkeit; zuweilen aber fängt er mit listigen Kunstgriffen an, wirft sich auf den Bauch und läßt sich von neuem auftreiben, als ob er bereits ermüdet wäre: dann aber rafft er sich plötzlich wieder auf und flieht mit aller Geschwindigkeit, die nur in seinen Kräften ist. Wenn die Hunde weit von ihm weg sind, so stellt er sich nie, als ob er sich niederthun wollte: sind sie aber nahe hinter ihm, so wirft er sich nieder, in der Hoffnung, daß die Hitze des Nachsetzens sie über die Fährte hinaustreiben soll: und sobald dieses geschehen ist, springt er

wieder schnell in die Höhe und nimmt den Rückweg. Oft sucht er auch mit andern Hirschen zusammen zu kommen; aber nicht, wie man etwa glauben möchte, aus bloßem natürlichen Triebe, in der Gefahr Gesellschaft zu haben; denn wenn er nur dieß zur Absicht hätte, so würde er die Gesellschaft nicht vor Ende der Gefahr wieder verlassen. Aber er bleibt nur so lange, bis der Trupp, unter den er sich gemischt hat, warm genug geworden, daß die Hunde sich betrügen und eine falsche Fährte annehmen können; alsdann läßt er die übrigen im Stiche und sucht durch eine plötzliche Beschleunigung seines Laufs von ihnen wegzukommen. Dieser Kunstgriff ist einer der sichersten; denn wirklich geschieht es sehr oft, daß die Hunde den Anjagdshirsch darüber verlieren.

Unter Thieren von einerley Lebensart und einerley natürlichen Hülfsmitteln müssen immer die schwächsten auch die verschlagensten seyn; denn die Verschlagenheit thut nur da nöthig, wo es an Stärke fehlt. Der Damhirsch, der an Stärke und Geschwindigkeit dem eigentlichen Hirsche weit nachsteht, gebraucht zu seiner Vertheidigung zwar nur die nämlichen Mittel, aber er gebraucht sie weit eher. Das Reh wendet gleichfalls die erwähnten Kunstgriffe an, aber mit noch größerer Mannichfaltigkeit und Ver-

änderung. Es hat den ausnehmenden Vortheil, daß es von Natur sehr behende ist; aber dagegen ist auch seine Fährte sehr warm und die Hunde fallen mit großer Hitze und Begierde darauf. Uebrigens zeigen sich bey den Rehen gewisse besondere Neigungen, die sie von den Hirschen und Damhirschen, welchen sie sonst an äußrer Gestalt ziemlich ähnlich sind, unterscheiden. Männchen und Weibchen, insgemein Geschwister und Zwillinge, leben gemeinschaftlich und hegen eine Zärtlichkeit gegen einander, die nicht eher als mit dem Tode aufhört. Gleichwohl hilft ihnen diese Vereinigung in Absicht auf ihren Unterhalt zu nichts, und was das Bedürfniß der Liebe betrifft, so empfinden sie es ohngefähr nur vierzehn Tage im Jahre. Der Grund ihres Zusammenbleibens scheint also ein gewisses eignes und feineres Bedürfniß zu seyn, das von allen ihren übrigen Bedürfnissen unabhängig ist. Sie behalten auch ihre Jungen so lange bey sich, bis diese selbst zur Fortpflanzung geschickt sind: und folglich leben sie in einer beständigen Verbindung, erst als Geschwister, dann als Gatten, dann endlich als Eltern. Die mütterliche Zärtlichkeit ist unter den erwähnten drey Gattungen ungefähr gleich groß, und äußert sich auf die nämliche Art. Sie ist eben so muthig als zärtlich; denn um die Hun-

de von ihren Jungen abzulocken, laufen die Mütter ihnen entgegen, stellen sich, als ob sie die Flucht nähmen, und kehren, wenn die Gefahr entfernt ist, wieder zurück. Indessen ist, wie gesagt, der Muth immer geringer und die List immer größer, je schwächer ein Thier ist; und man muß daher die größten Proben von Klugheit gerade bey den schwächsten Thierarten suchen. Die Hasen, z. B. denen die Natur keine so guten Sinne, als manchen andern Gattungen, gegeben hat, bedienen sich, wenn sie gejagt werden, solcher Listen, um die ein Fuchs sie beneiden möchte. Die noch schwächeren Caninchen verrathen noch mehr Klugheit; denn sie höhlen sich eine Wohnung aus, wählen sich eine Gattinn und leben in Gesellschaft. Auch erstreckt sich ihre Sorgfalt nicht bloß auf ihre einzelnen Familien, sondern auf die ganze unterirrdische Republik, wenn ich so sagen darf, auf alle Geschöpfe ihrer Gattung, die in ihrer Nachbarschaft leben. Wenn sie ihre Löcher verlassen und auf Fütterung gehn, so sind die erfahrensten unter ihnen in beständiger Unruhe, und geben jeden Augenblick Acht, ob sie auch überfallen werden. Glauben sie sich wegen eines Ueberfalls in Gefahr, so machen sie augenblicklich Lärm, indem sie mit ihren Hinterfüßen auf die Erde klopfen. Im Fall, daß alsdann ei-

nige der jüngern noch zu unverständig sind, um sich sogleich zu verkriechen, so wagen die ältern für die öffentliche Sicherheit ihre eigne, und fahren so lange mit Klopfen fort, bis alles hinein ist.

Wenn man alle diese einfachen Erfahrungen aus dem gewöhnlichen Leben der bisher betrachteten Thiere zusammennimmt, so erhellt zuerst: daß alle Gattungen ein gemeinschaftliches Vermögen haben, nämlich das Empfindungsvermögen; und dann: daß eben dieses Vermögen, nachdem es durch die Bedürfnisse und die Umstände mehr oder weniger erhöht wird, die verschiednen Grade des Verstandes hervorbringt, die wir entweder bey ganzen Thierarten, oder bey einzelnen Individuis finden. Man sieht oft das für eine natürliche Feinheit des Instinkts an, was im Grunde nichts als eine Entwickelung derjenigen Selbstliebe ist, die das Empfindungsvermögen allemal nothwendig begleiten muß. Jedes empfindende Wesen kennt eben deswegen, weil es empfindet, das Vergnügen und den Schmerz; jenes sucht es zu erlangen, diesen sucht es von sich abzuhalten. Seine Empfindungen geben ihm das Bewußtseyn von seiner jetzigen Existenz; sein Gedächtniß das Bewußtseyn von seiner ehemaligen: und nach Beschaffenheit des gegenwärtigen oder des erinnerten Eindrucks, empfindet das Thier entwe-

der Lust oder Unlust, hegt es entweder Abscheu oder Begierde, handelt es entweder so oder anders. Das, was eigentlich zum Instinkte gehört, hängt gänzlich von der Organisation ab; diese macht z. B. daß der Hirsch auf die Weide und der Fuchs auf den Raub geht. Aber die Mittel, die das Thier zur Befriedigung seiner natürlichen Bedürfnisse und Begierden anwendet, die sind keine Wirkungen seines Instinkts, sondern seines entwickelten Empfindungsvermögens. Der Instinkt weist den Gegenstand der Begierde an; die Begierde erweckt die Aufmerksamkeit; die Aufmerksamkeit erfüllt das Gedächtniß mit allen bemerkten Umständen; die Erinnerung dieser Umstände macht die Erfahrung, und die Erfahrung lehrt die Mittel zum Zweck. Haben diese Mittel einigen Fortgang, so machen sie die Wissenschaft aus: haben sie keinen, so kömmt die Ueberlegung hinzu, die über die neuen Erfahrungen nachdenkt und neue Mittel ausfindig macht. Man irrt sich, wenn man diejenigen Handlungen, die allen Individuis einer Gattung gemein sind, und einen wesentlichen Unterschied dieser Gattung zu machen scheinen, allemal auf die Rechnung des Instinkts schreibt, das heißt, eines blinden Triebes, der von keiner Erfahrung und keinem Nachdenken abhängt. Wenn die Caninchen

sich Löcher machen und in die Erde graben; so ist das keine bloß mechanische Handlung: denn wenn das wäre, so würden sie es, auch nachdem sie zahm geworden, nicht unterlassen. Sie verfallen nicht eher darauf, als bis sie die Nothwendigkeit, sich vor Kälte und Gefahr zu schützen, über die Mittel zu diesen Endzwecken nachdenken lehrt. Also nicht immer von einem höhern Instinkte rührt es her, wenn wir gewisse Gattungen Dinge vornehmen sehn, die mehr Scharfsinn und Geschicklichkeit verrathen, als wir bey andern finden. Es scheint vielmehr gewiß, daß, wenn das Caninchen von der Kälte nicht mehr als der Hase litte, es sich gar nicht die Mühe nehmen würde, ein Loch zu graben: und so schreibt man vielleicht der größern Geschicklichkeit dieses Thiers zu, was eigentlich nur von seiner größern Schwäche herrührt. Sobald aber das Bedürfniß eine Thiergattung auf eine Entdeckung dieser Art geführt hat; so muß daraus freylich eine Menge Ideen erwachsen, die der Gattung einen sehr großen Vorzug vor andern geben. Die Caninchen, wie wir gesehen, graben sich Löcher, und graben sie sich eins neben dem andern. Es ist unmöglich, daß nicht die Mühe der Arbeit, verbunden mit der Empfindung von ihrem Nutzen, die Idee des Eigenthums erzeugen und das Wohnen neben-

einander nicht gewisse gesellschaftliche Verbindungen stiften sollte. Sie haben auch wirklich die Idee des Eigenthums; denn einerley Familien wohnen in einerley Löchern, und wenn die Familie zahlreicher wird, so wird die alte Wohnung erweitert. Sie haben nicht weniger Ideen von gesellschaftlicher Verbindung; denn sie nehmen sich aller andern Thiere ihrer Gattung mit Muth und Lebhaftigkeit an, und ehren überdem auch gar sehr den väterlichen Stand und das Alter. Kurz, wenn wir die häusliche Einrichtung dieser Thiere genauer kennten; so würden wir vielleicht bey ihnen nicht weniger Ordnung, als bey den Bienen finden.

Die Thiere verdanken demnach alle ihre Erfindungen nur dem größern Bedürfnisse und der glücklichern Organisation ihres Körpers. Indessen kömmt noch der Unterschied unter den Sinnen hinzu, und bestimmt, von welcher Seite sie vorzüglich geschickt seyn sollen. Das eine Thier ist es mehr in Absicht des Geruchs, das andre mehr in Absicht des Gesichts und Gefühls: denn die Natur hat ihnen die Sinne nicht alle in gleichem Grade der Vollkommenheit gegeben, und jedes Thier braucht zur Befriedigung seines Bedürfnisses eben denjenigen Sinn, der es am weitesten bringt. Die vierfüßigen Raubthiere wittern besser; der

Falke hingegen sieht besser: mithin ist es natürlich, wenn der letztere auf seiner Jagd eine ganz andere Art von Geschicklichkeit zeigt,*) als der Hund oder der Fuchs; obgleich freylich diese Verschiedenheit auch noch von andern Umständen bestimmt wird. — Nimmt man nun dieses alles zusammen und überlegt, daß alle Geschicklichkeit der Thiere von ihren Bedürfnissen und von der glücklichern Organisation ihrer Sinne abhängt; so wird man geneigt zu glauben, daß die natürliche innere Ungleichheit ihres Verstandes, oder um deutlicher zu seyn, daß die Ungleichheit der Kraft in den Seelen der Thiere selbst, wenn man sie an und vor sich betrachtet, gar nicht beträchtlich sey. Ist bey einigen

*) In der That ist das scharfe Gesicht des Falken und die Geschicklichkeit, die er bey seiner Jagd beweist, ganz bewundernswürdig. Wenn er hoch aus der Luft auf ein fliegendes Rebhun schießt, so muß er nothwendig sowol seinen Abstand von diesem Rebhune, als die Zeit, die er über dem Herabschießen zubringen, und den Weg, den indessen das Rebhun noch zurücklegen wird, aufs genaueste zu schätzen wissen: denn wenn er nur einen von diesen Umständen übersähe, so würde er nebenbey treffen und seinen Raub nicht erhaschen.

einigen das Empfindungsvermögen, das sie alle gemein haben, etwas weiter entwickelt, so scheint es andern nur an den Umständen und Bedürfnissen zu fehlen, die eine gleiche Entwickelung veranlassen könnten; oder es scheint ihnen nur an einer gleich glücklichen Organisation zu fehlen, die den Gebrauch ihres natürlichen Verstandes begünstigte. Es ist kein Zweifel, daß die Organisation dem Verstande gewissermaßen Schranken setzt. Das eine Thier legt sich nur deswegen auf die Flucht, und das andre nur deswegen auf den Raub, weil es vermöge seiner Natur nicht anders kann, und weil es durch seine Bedürfnisse und durch die Mittel, die ihm seine Organisation verschafft, durchaus zu dem einen oder dem andern gezwungen ist. Fände ein fruchtfressendes Thier zu seinem Unterhalte keine Pflanzen mehr; so bliebe ihm, bey der Beschaffenheit seiner Zähne und seinem natürlichen Widerwillen wider alles Fleisch, keine Rettung übrig, und es müßte schlechterdings, auch bey dem höchsten Grade von Verstande Hungers sterben.

Es scheint, daß nur sehr wenige Thierarten ein eigenes Bedürfniß der Thätigkeit haben, welches sich weiter als auf die bloße Befriedigung ihrer sinnlichen Begierden erstreckte. Die fruchtfressenden sowohl als die fleischfressenden

Thiere, so unruhig auch das Leben der letztern ist, scheinen immer nur aus dringender Noth geschäfftig: und eben diese ihre Neigung zur Ruhe ist vielleicht die Ursache, warum sich die Gattungen nicht so sehr vervollkommen, als es sonst vermöge ihrer Organisation wohl geschehen könnte. Ich habe über diesen wichtigen Punkt von der Perfektibilität der Thiere einige Betrachtungen angestellt, und diese will ich zum Innhalte meines nächsten Briefes, vielleicht auch noch einiger folgenden, machen.

Vierter Brief.

Indem wir das tägliche Leben einiger Thierarten betrachtet, so haben wir gesehen, daß sie nicht nur Empfindungsvermögen und Gedächtniß, sondern auch Urtheilskraft und Ueberlegung haben. Wir haben wahrgenommen, daß sie diese Fähigkeiten, nach Maaßgabe der Gelegenheiten und der Bedürfnisse, bald auf mehr, bald auf weniger Gegenstände anwenden. Wir haben endlich gefunden, daß man das Maaß des Verstandes für die verschiednen Thiergattungen nicht genau bestimmen kann, weil dabey so viel auf die Umstände ankömmt, weil sich die Fähigkeiten der Thiere gleichsam erweitern, wenn die Noth sie in Bewegung

setzt, und oft gleichsam wieder zurückgehn, wenn es ihnen an Uebung mangelt.

Nach diesen ausgemachten Sätzen nun sollte man schließen, daß sich unter den Thieren ein gewisser allgemeiner Fortgang in Verstand und Geschicklichkeit müßte finden lassen. Die Fähigkeit vollkommner zu werden, oder mit einem Worte die Perfektibilität, die jedem Wesen, das Sinne und Gedächtniß hat, nothwendig zukömmt; diese, sollte man glauben, müßte sich, unter günstigen Umständen, auch bey ihnen entwickeln, und wenigstens einige Arten der Thiere zu einem höhern Zustande erheben. Alsdann würden sie in der einen Gegend mehr verfeinert, in der andern mehr oder weniger wild seyn; sie würden in ihren Sitten merkliche Unterschiede zeigen. Allein da sich diese Unterschiede nirgends finden, und da es zugleich das Ansehn hat, als wenn die Perfektibilität den Thieren völlig unnütz wäre, so sollte man fast in Versuchung kommen, sie ihnen abzusprechen. Wenn man indessen ein wenig nachdenkt; so erkennt man sogleich, daß der Mensch kein gültiger Richter über den Fortgang der Thiere seyn kann, da diese Wesen von ihm so sehr verschieden sind; ja daß sie vielleicht einen sehr großen Fortgang könnten gemacht haben, ohne daß der Mensch im Stande wäre, es einzusehen. Ferner erkennt

kennt man, daß die natürliche Fähigkeit vollkommner zu werden, von viel äußern Umständen und Hülfsmitteln unterstützt werden muß, und daß also die Thiere, wenn sich bey ihnen diese Umstände und Hülfsmittel nicht finden, alle natürliche Perfektibilität besitzen könnten, ohne daß sie weiter damit gekommen wären.

Was das erste betrifft, nämlich daß der Mensch über den Fortgang der Thiere nicht urtheilen kann, so scheint mir das außer Zweifel zu seyn. Wenn wir die thierischen Handlungen beobachten; so erkennen wir zwar den Weg, den ihr Verstand bis zu diesen Handlungen hat zurücklegen müssen; wir unterscheiden zwar, wie viel davon dem bloßen sinnlichen Eindrucke, wie viel der Urtheilskraft, wie viel der Ueberlegung zuzuschreiben sey; wir errathen zwar einige ihrer Absichten und Bewegungsgründe bey solchen Handlungen, die sich nur aus diesen und keinen andern Bewegungsgründen unternehmen ließen: aber weiter kann uns denn auch unsre Beobachtung schlechterdings nicht führen. Was die Schwalbe, wenn sie ihr Nest baut, für eine Absicht habe, das sehen wir deutlich ein; aber ob nicht durch die Zeit ihre Baukunst besser geworden, ob nicht die Erfahrung mehr Zierlichkeit und Bequemlichkeit hineingebracht, darüber können wir schlechterdings nicht urtheilen.

len. Wir können zwar wissen, was für den Menschen, aber nicht, was für die Schwalbe Zierlichkeit und Bequemlichkeit ist: und diese Anmerkung erstreckt sich auch auf alle ähnliche Fälle. Wir werden in den Werken und den Handlungen der Thiere nur eine gewisse allgemeine Aehnlichkeit gewahr, die uns nicht berechtigt, auf ihre völlige Einförmigkeit zu schließen.

Es ist wahrscheinlich, daß die Thiere auch auf ihrer Seite nicht den mindesten Unterschied zwischen unsern Palästen und unsern Hütten finden; daß der Adler in den Bewegungen der verschiedenen Völker, über welchen er schwebt, nichts von ihrer guten oder schlechten Policey gewahr wird; daß ihm eine Horde Wilden, die um ihre Hütten schwärmen, und eine Gesellschaft von Weisen, die in einer wohlgebauten Stadt umhergehn, beyde nichts als aufrechtgehende Geschöpfe dünken, deren Bewegungen so ziemlich einerley sind. Es ist sogar unmöglich, daß wir bey Beobachtung der meisten Thiergattungen den besondern Fortgang bemerken könnten, den vielleicht einige Individua unter ihnen gemacht haben. Die sinnlichen Werkzeuge, denen sie ihre meisten Ideen verdanken, sind gerade die, die uns die wenigsten geben. Wir kennen also die einfachen Ideen nicht, woraus bey ihnen die zusammengesetzten bestehen, weil

wir

wir nicht in dem nämlichen Grade die herrschenden Empfindungen haben, worauf es bey diesen Ideen ankömmt. Hieraus aber muß eine völlige Verschiedenheit in dem ganzen Systeme ihrer und unsrer Kenntnisse erwachsen. So haben zum Beyspiel die Geruchsideen auf unsre Fertigkeiten und unsern Fortgang fast gar keinen Einfluß. Ueberlegen wir aber, daß dieser Sinn für die fleischfressenden Thiere das vornehmste Organ ist, und daß sie durch ihn, als durch das feinste Gefühl, die Mittel zu ihrer Erhaltung in einer sehr großen Weite ausspüren; so erkennen wir, daß der Mensch über die Kenntnisse, die sich diese Thierarten durch ihren Geruch vielleicht erworben haben, eben so wenig urtheilen kann, als der Blinde über die Farbe.

Es ist also gewiß, daß die Thiere einen sehr großen Fortgang gemacht haben könnten, ohne daß der Mensch ihn gewahr würde: Gleichwohl ist es auch wahrscheinlich, daß sie wirklich keinen beträchtlichen gemacht, und daß sie auch schwerlich je einen machen werden. Es fehlt ihnen sowohl an einem hinlänglichwirksamen Interesse, als auch sonst an einigen Umständen, ohne welche sich die natürliche Perfektibilität eines Geschöpfes nicht entwickeln kann.

Zuerst, sage ich, fehlt es den Thieren an einem hinlänglichwirksamen Interesse. Wir haben nämlich in den vorhergehenden Briefen gesehen, daß ihre gewöhnliche Lebensart bloß in der Wiederholung einiger wenigen ganz einfachen Handlungen besteht, die für alle ihre Bedürfnisse hinreichen. In der That erlangen zwar die, welche vom Raube leben und durch vielfältige Gefahren zu einer fast immerwährenden Aufmerksamkeit gezwungen werden, eine weit ausgebreitetre Kenntniß als die übrigen: allein da sie in keiner gesellschaftlichen Verbindung stehen, so behalten sie ihre ganze erlangte Wissenschaft für sich, oder theilen sie höchstens nur sehr wenigen einzelnen Individuis mit. Dazu kömmt noch, daß die Jagd und der Schlummer ihnen wechselsweise ihre ganze Lebenszeit hinnehmen. Diejenigen Thiere, die in Gesellschaft zu leben scheinen, sind entweder nur durch die Furcht vereinigt worden; eine Leidenschaft, die eben keinen großen Fortgang gewähren kann; oder sie leben auch nur auf eine kurze Zeit in Verbindung; oder sie sind auch einander, in Absicht der Bedürfnisse des Lebens, von gar keinem Nutzen; oder ihre Gesellschaft wird durch die Verfolgungen des Menschen ohne Unterlaß unterbrochen und beunruhigt, so daß sie nur immer an den gegenwärtigen Au-

genblick denken können, ohne etwas wegen der Zukunft zu beschließen. Daraus also, daß wir die Thiere nicht wirklich einigen sichtbaren Fortgang machen sehn, müssen wir nicht gleich den Schluß ziehn, daß es ihnen also überhaupt an aller Fähigkeit ihn zu machen fehle. Ein Mensch, der unglücklicher Weise ohne Hände und Augen gebohren wäre, würde freylich mancher Ideen darüber verlustig gehn, aber die innere Möglichkeit, sie zu erhalten, würde ihm dennoch bleiben. Ja, was noch mehr ist, so können wir diese Erscheinung bey den Thieren durch das Beyspiel des Menschen selbst erläutern. Bey aller seiner natürlichen Perfektibilität bleibt der Mensch doch eben so gut, als die Thiere, nur auf eine sehr kleine Anzahl von Ideen eingeschränkt, wenn er ohne Unterlaß für die dringendsten Bedürfnisse des Lebens sorgen muß; und vielleicht fände sich bey angestellter Vergleichung, daß mancher Mensch noch weit weniger Ideen, als manches Thier von den klügern Gattungen, erworben hätte.

Nothwendig müssen zur wirklichen Vervollkommung sehr viel Umstände sich vereinigen, bey deren Ermangelung auch das fähigste Thier zurückbleiben wird. Die Gesellschaft, die Muße, die erworbenen Leidenschaften, die aus beyden entspringen, die Langeweile, die eine

Tochter der Leidenschaften und der Muße ist, die Sprache, die Schrift, die den Gebrauch der Hände voraussetzt: alles dieses sind wesentliche Bedingungen, ohne welche auch von den klügsten Geschöpfen kein wirklicher Fortgang zu erwarten steht. Wir müssen also zusehen, wie viele von diesen Bedingungen bey den Thieren vorhanden, und wie wichtig diejenigen sind, die ihnen abgehen.

Es giebt allerdings verschiedene Thierarten, die in Gesellschaft leben; allein, wie ich schon vorläufig erinnert, so läßt sich sogleich aus der Natur dieser Gesellschaft schließen, daß kein großer Fortgang daraus erwachsen kann. Die fruchtfressenden Thiere vereinigen sich, wie es scheint, nur aus Furcht, um eins dem andern ein wenig Muth zu machen. Sie werden sich aber darum in keinerley Absicht nützlich; ja sogar nicht einmal in derjenigen Absicht, um derentwillen sie sich vereiniget hatten. Wenn sie sich auch in Gesellschaft weniger fürchten, als allein, so sind sie doch darum ihren Feinden nicht furchtbarer. Ein einziger Hund zerstreut die ganze schüchterne Heerde wieder, weil ihre Stärke durch ihre Vereinigung nicht vermehrt werden konnte. Was die übrigen Umstände ihres Lebens betrifft, so scheinen dieselben alle Vereinigung zwischen ihnen eher zu verhindern, als zu befördern.

fördern. Sie bedürfen alle zu ihrem Unterhalte des Grases, das sie gemeinschaftlich abweiden; und also könnte leicht im Fall des Mangels Uneinigkeit und Zwist darüber entstehn: aber gegenseitige Hülfsleistung kann auf keinerley Art dabey statt finden. Ein Hirsch kann von seinem Nachbar keinen Freundschaftsdienst, aber wohl kann er Schaden von ihm erwarten, wenn ihm nämlich derselbe einen Theil seiner Nahrungsmittel aufzehrte. Es giebt also unter den Thieren keine eigentlich sogenannte Gesellschaft. Selbst diejenigen, welche zu ihrer gemeinschaftlichen Vertheidigung zusammen zu treten scheinen, und den Vortheil der gesellschaftlichen Verbindung in dem glücklichen Erfolg ihrer vereinigten Kräfte wirklich erfahren; die wilden Eber, zum Beyspiel, bleiben demohnerachtet wegen der Unbequemlichkeit, die sie bey ihrer Vereinigung in Absicht des Unterhalts finden, nicht gerne beysammen. Kaum haben sie ein Alter von ohngefähr drey Jahren erreicht, wo sie sich auf ihre Stärke und besonders auf ihre Hauer verlassen können, so sondern sie sich von den übrigen ab und leben vor sich: nur die jungen Keiler und die Bachen bleiben, weil sie weniger vortheilhaft bewaffnet sind, bey einander. Die Caninchen, diese schwachen und furchtsam:n Geschöpfe, leben zwar freylich in Gesellschaft,

und erlangen auch, in Absicht der Mittel zu ihrer Sicherheit, alle die Kenntnisse, die ihnen ihre Organisation nur verschaffen kann. Allein die beständige Unruhe, die man an ihnen bemerkt, hält sie viel zu sehr beschäfftigt, als daß sie noch Zeit zu weiterm Nachdenken hätten. Gleichwol findet man, wenn man ihnen bis in das Innre ihrer Wohnungen nachspürt, recht sehr viel Künstliches und Ueberdachtes in der ganzen Anlage derselben; denn sie haben in der That aller besorglichen Gefahr aufs glücklichste vorzubauen gewußt. Ihre Löcher sind in Gegenden angelegt, wo sie keine Ueberschwemmungen zu befürchten haben; der Eingang verdeckt zum Theil das Innre ihres Gebäudes, und die in einander führenden Zimmer sind so mannichfaltig, die herumlaufenden Gänge so verwickelt, daß oft die hineingelassnen Frettchen über dem Herumkriechen müde werden und wieder zurückgehn. Das Caninchen bleibt daher auch lieber in seinem Baue und steht geduldig alle Beängstigungen darinn aus, als daß es sich der größern Gefahr einer Flucht im freyen Felde blosstellen sollte. Uebrigens aber können sich diese Thiere, da sie nur vom Grase leben, nicht den mindesten gegenseitigen Dienst in Absicht des Unterhalts leisten.

Fleischfressende Thiere leben schwerlich in Gesellschaft, weil ihre natürliche Gefräßigkeit zu groß und die Beute zu selten ist. Zwey Wölfinnen, und so auch zwey Raubvögel, halten sich mit ihren Jungen allemal in einer gewissen Entfernung von einander; so daß jegliches, zu seinem Unterhalt, eine hinlängliche Strecke Landes hat. Sie sind so wenig zur Gesellschaft aufgelegt, daß, wenn sie sich einander zu nahe kommen und sich die Jagd verderben, insgemein ein heftiger Kampf entsteht, nach welchem der Ueberwinder sich zurückziehn und dem Sieger das Feld räumen muß.

Einige Thierarten werden durch ihren Instinkt und ihre Organisation veranlaßt, daß sie ihre Kräfte zum gemeinen Besten vereinigen. Dieses thun, zum Beyspiele, die Biber. Es läßt sich unmöglich vorhersagen, wie weit vielleicht solche Thiere ihre Geschicklichkeit treiben könnten, wenn man sie sich in Ruhe vermehren und der Früchte ihrer Vereinigung genießen ließe. Allein zum Unglücke sind sie dem Menschen nützlich, und man hat also mehr daran gedacht, wie man sie fangen als wie man sie beobachten sollte. Kaum, daß die Biber einen Bau zu Stande gebracht, so wird er schon wieder eingerissen; die unaufhörlichen Verfolgungen erhalten sie in beständiger Furcht, und

es bleibt ihnen keine Muße zu andern, als den nothdürftigsten, Kenntnissen übrig.

Das bloße Beysammenleben der Thiere ist nicht genug, um eine eigentlich so genannte Gesellschaft unter ihnen hervorzubringen, die ihren Wachsthum und ihren Fortgang begünstigte. Selbst bey denen, die sich aus einer Art von Zuneigung zu verbinden und aus dieser Verbindung einiges Vergnügen zu schöpfen scheinen, fehlt es doch immer noch an dem wahren Wesentlichen der Gesellschaft, wo sie nicht auf eine solche Art organisirt sind, daß sie einander in Absicht der Nothwendigkeiten des Lebens einen gegenseitigen Dienst leisten können. Nur diese gegenseitige Dienstleistung ist der wahre Grund der Gesellschaft. Die einzelnen Glieder theilen sich alsdann unter verschiedne Verrichtungen; tragen dadurch zum Besten aller übrigen bey, verschaffen sich jedes mehr Ruhe und Muße zu anderweitiger Beschäfftigung, und erlangen Begriffe von größerm oder geringerm Verdienste, nach dem größern oder geringern Einfluß, den die Beschäfftigungen jedes einzelnen Glieds auf das Beste des Ganzen haben. Sie werden gewohnt, Vergleichungen unter sich anzustellen, wollen keines geringer seyn als das andre, spannen aus Nacheiferung ihre äußersten Kräfte an, und suchen

den wirklichen Werth, der ihnen abgeht, durch einen falschen und eingebildeten zu ersetzen. Dieses giebt dann den neuen, erworbenen Leidenschaften den Ursprung, die ohne Gesellschaft und Muße nicht statt würden finden können.

Da die Thiere, wie wir gesehen, weder eigentlich sogenannte Gesellschaft, noch Muße, noch erworbene Leidenschaften haben; so kennen sie auch die daher entspringenden conventionellen Bedürfnisse nicht. Diese Bedürfnisse werden am Ende eben so dringend als die natürlichen; aber da sie nicht so leicht zu befriedigen sind, so halten sie das Interesse, die Aufmerksamk..t, die Kräfte jedes einzelnen Glieds der Gesellschaft in beständiger Thätigkeit. Der unruhige Trieb nach Ideen, der sogleich bey dem unbeschäfftigten Menschen aufwacht; die Begierde, die er fühlt, sein Daseyn auf eine lebhaftere Art inne zu werden, ist eine der Hauptursachen seines Unglücks, seiner Verbrechen und seines Fortganges. Je mehr er dieser Begierde nachhängt, desto unruhiger und lebendiger wird sie; denn sein Gedächtniß erinnert ihn ohne Unterlaß der stärkern Eindrücke, die er ehemals gehabt hat, und er findet also gemeiniglich die schwächern, die er etwa itzt hat, unschmackhaft. Daher diese Hitze, womit er sich zu allen lebhaften Scenen hindrängt, auf alle interessanten Vorfälle horcht,

alles ergreift und erhascht, was ihm einen tiefern Eindruck verspricht: daher diese unzufriedne mühsame Wißbegierde, die ihn sogar in sich selbst hinein treibt und im Nachgrübeln über seine eigne Natur Beschäfftigung und Interesse sucht. Den Thieren ist dieser Zustand des müssigen und gesitteten Menschen unbekannt. Sie werden nicht anders zur Aufmerksamkeit erweckt, als durch das Bedürfniß des Hungers, durch den Trieb der Liebe und durch die Nothwendigkeit, sich vor der Gefahr zu retten. Dieses dreyfache Interesse nimmt den größten Theil ihres Lebens hin; den Ueberrest bringen sie in einem halben Schlummer zu, worinn sie weder von der Langenweile noch von der Neubegierde gestört werden. Andre oder bessere Mittel zu erfinden, wodurch sie sich ihren Unterhalt verschaffen oder die Gefahr von sich abwenden könnten, leidet ihre Organisation nicht. Die Natur hat ihnen keine Hände gegeben, und hat ihnen also die angebohrnen Werkzeuge versagt, wodurch die künstlichen zubereitet werden. Sie müssen sich mit ihrer natürlichen Geschicklichkeit und ihren natürlichen Waffen begnügen; und diese gebrauchen sie denn auch so wohl, daß selbst der größte menschliche Verstand nichts daran aussetzen oder verbessern kann. Noch ein wichtiger Umstand ist, daß die Thiere von Natur bekleidet

kleidet sind, und daß ihnen also eins der vornehmsten Bedürfnisse mangelt, welches für die ersten Menschen ein großer Antrieb zu vielen Untersuchungen seyn mußte. In den wärmern Himmelsstrichen, wo der Mensch ohne Bedeckung leben kann, findet man die Einwohner überhaupt weit dümmer, als anderswo; weil sie hier in einem der vornehmsten Bedürfnisse auch eine der vornehmsten Quellen von Erfindungen und Künsten entbehren.

Ich breche hier ab und behalte mir auf meinen nächsten Brief die Untersuchung vor, von welchem Einfluß die Liebe auf die Perfektibilität der Thiere sey.

Fünfter Brief.

Wie lebhaft auch die Leidenschaft der Liebe bey den Thieren seyn und mit welchem Feuer sie sich auch offenbaren mag; so kann sie ihnen doch zu keinem merklichen Fortgang verhelfen. Bey denjenigen Gattungen, wo die Männchen sich ohne Wahl mit jedem vorkommenden Weibchen vermischen, sieht man zwar zu der Zeit, wo sie das Bedürfniß der Liebe sehr lebhaft fühlen, eine allgemeine Eifersucht und Nebenbuhlschaft entstehn: allein der Kampf entscheidet hier bald den Vorzug, und

der

der Schwächere kann nicht anders als dem Ueberwinder das Feld räumen.

Bey den andern Gattungen, die sich paaren, findet eine Wahl statt, worauf auch immer diese Wahl sich gründen mag; es entsteht die Idee von gegenseitigem Eigenthum; das Moralische verbindet sich mit dem Physischen, und die Eifersucht bleibt keine blinde oder bloß augenblickliche Leidenschaft mehr. Die Weibchen, die immer in den kleinen Liebeskünsten, als der nachgebende Theil, den Vorzug behaupten, erlangen nun eine vorzügliche Geschicklichkeit, die Begierden des Männchens durch Schmeicheln, Liebkosen, Verweigerungen, durch vielfältige, bald versteckte, bald offenbare Neckereyen zu reizen; sie halten ihre eigene Neigung, oder doch wenigstens die Lebhaftigkeit derselben geheim, und nehmen auch noch da, wo sie sich ihren eigenen Begierden mit Hitze überlassen, den Schein an, als ob sie sich aus bloßer Liebe und Gefälligkeit ergäben. Der Mensch hat Unrecht, wenn er die Coquetterie für eine ihm eigene Kunst hält; alle Thiere, die sich ihre Gatten wählen, verstehen sich so gut darauf, als wie er. Indessen kann doch diese Kunst den Thieren nicht viel Fortgang verschaffen, da sie das Bedürfniß der Liebe höchstens nur drey Monate im Jahre fühlen. Alsdann höret die Leidenschaft auf, und

mit

mit ihr verschwinden alle die verschiednen Ideen, die sie etwa veranlaßt hatte. Nur für den Menschen, und besonders für den müßigen und gesitteten Menschen, kann die Liebe der Grund einer anhaltenden Thätigkeit werden, und also den Wachsthum aller dabey interessirten Fähigkeiten befördern. Ihn erhält sie das ganze Jahr über geschäfftig; denn bey ihm gesellen sich die erworbenen Leidenschaften zu der natürlichen, und geben derselben einen Grad von Stärke und selbst eine Dauer, die sie niemals haben würde, wenn sie allein wäre. Nicht nur erwecken gegenseitige Zuneigung und Wahl die Idee des Eigenthums, sondern seine Eitelkeit kömmt auch noch zu Hülfe und erhöhet den Werth dessen, was er als sein betrachtet. Eine tiefe Hochachtung gegen den angebeteten Gegenstand vermehrt noch die, die er schon ohnedieß gegen sich selbst hat: und so erhält in seinen eignen Augen das Ganze dieser vereinigten Ideen und Empfindungen einen gewissen blendenden Anstrich von Würde und Vortrefflichkeit. Dieses erzeugt dann eine Menge von Bewegungen, deren Stärke und anhaltende Dauer der Seele mehr Energie giebt und sie zu grössern Anstrengungen ihrer Kraft in den Stand setzt. Die Thiere entbehren dieser immer fortwirkenden Triebfeder; weder ihre Begierden,

noch ihre Gesellschaft, noch ihre natürlichen Leidenschaften geben ihnen hinlängliche Bewegungsgründe und Mittel zu einer großen Vervollkommung.

Wollte man den Thieren irgend eine erworbene Leidenschaft beylegen, so müßte es etwa der Geiz seyn; denn in der That scheint sich diese Leidenschaft bey einigen Gattungen zu finden. Allein da sie keine andere als sehr vergängliche Schätze sammeln können, so ist ihr Geiz eigentlich nur eine Ersparniß auf kurze Zeit, wobey sich keine weitentfernte und verwickelte Absichten denken lassen. Auch können sie über die Mittel des Erwerbs, da sie nur ein einziges besitzen, keine tiefen Betrachtungen machen. Der Geiz ist bey ihnen nichts als eine Folge ihres vorherempfundenen Hungers, der sie sogleich mit einem ganz geringen Nachdenken auf diese Art der Vorsicht leiten muß; eine Vorsicht, die daher auch allen den Thiergattungen, welche zuweilen Mangel leiden, gemein ist. Die fleischfressenden, wie ich schon oben angeführt, verscharren das Uebriggebliebene ihres Raubes, um es im Nothfall wieder hervorzusuchen. Man könnte dieses vielleicht ihrer Sättigung und ihrer Mäßigkeit zuschreiben; allein zu andrer Zeit, wo sie Ueberfluß an Nahrung finden, sind sie über allen Glauben gefräßig, und es

ist

ist also kein Zweifel, daß sie nicht aus Ekel, sondern aus Sorgfalt für die Zukunft übrig lassen. Die fruchtfressenden Thiere, die von der Natur so gebaut sind, daß sie ihre Nahrungsmittel fortschleppen können, häufen sich einen Wintervorrath zusammen, und gehen damit so sparsam um, daß sie am Ende noch übrig haben. Dahin gehören die Feldratten, Feldmäuse und viele andere Arten von Thieren. Allein da ihr Mangel nur einige Monate im Jahre dauert, so ist auch ihre Vorsicht ganz von der anhaltenden Sorgfalt unsrer Geizhälse verschieden, die immer mit so starrem Blick in die Zukunft sehn, daß sie gar kein Ziel des Genusses mehr gewahr werden. Wenn die Thiere auch ihren aufgehäuften Vorrath als ihr Eigenthum betrachten, so thun sie es doch nur auf eine gewisse Zeit; denn bald nachher, wenn sich ihnen von selbst neue Reichthümer darbieten, vergessen sie der alten wieder, die sie so mühsam gesammelt hatten.

Von allen Leidenschaften der Thiere ist wohl keine, die so tiefe Spuren in ihrem Gedächtnisse zurückließe, als die mütterliche Zärtlichkeit. Man kann dieses daher schließen, weil diese Leidenschaft einen so gewaltigen Eindruck auf sie macht und eine so lange Zeit hindurch fortdauert. Sie erlangen, in Absicht auf die Sorge für ihre Familie, Ideen, die ihnen eben so geläufig als die-

jenigen

jenigen werden, welche sich auf ihre eigne unmittelbare Erhaltung beziehen. Die Henne des Rebhuns, wenn sie nur einige Erfahrung hat, wählt den Ort zu ihrem Neste mit großer Behutsamkeit. Sie legt es an einem erhabenen Orte an, wo es vor Ueberschwemmungen sicher ist, und sieht darauf, daß es mit Dornen und Hecken muß umgeben seyn, damit auch selbst das Gesicht nicht hinzu könne. Zwingt sie der Hunger, es zu verlassen, so bedeckt sie vorher die Eyer sorgfältig mit Blättern; und kurz, sie beweist auf alle mögliche Art ihre Zärtlichkeit für eine Brut, die ihr doch noch unbekannt ist. Sind die Jungen ausgekrochen, so zeigt nun nicht bloß die Henne, sondern auch selbst der Hahn, eine unruhige, immerwährende Geschäfftigkeit, eine unverdroßne Geduld im Sitzen und eine herzhafte Entschlossenheit, wenn die Familie in Gefahr kömmt. Aus diesem so wirksamen und so zärtlichen Interesse entspringt die Kenntniß der Oerter, wo sie für ihre Jungen einen reichlichern Unterhalt finden; und diese Kenntniß setzt vorhergegangene Beobachtungen voraus, ohne welche sie den einen Ort dem andern nicht vorziehen würden. Merkwürdig ist es, daß diese allen Müttern und im Fall einer ehelichen Vereinigung auch allen Vätern eingeprägte Leidenschaft stärkere Wirkungen, als selbst die

natür-

natürlichste aller Leidenschaften, die Selbstliebe äußert. Es giebt Vögel, die, wenn ihre Jungen in Gefahr sind, vor Regen und Kälte umzukommen, sie unaufhörlich mit ihren Flügeln bedecken; so daß sie aller Nahrung vergessen, und oft ihr eignes Leben darüber einbüßen. Der eigene Hunger setzt diese Thiere in keine so lebhafte Thätigkeit, als die Sorge für die Fütterung ihrer Jungen. Die eigene Gefahr macht sie nicht so beherzt, als das Mitleiden mit diesen kleinen und hülflosen Geschöpfen, deren Anblick ihnen diejenige enthusiastische Herzhaftigkeit einflößt, die alle Gefahr entweder nicht überlegt oder nicht achtet. Indessen, obgleich bey Vertheidigung ihrer Jungen alle Thierarten ihre Kühnheit weiter zu treiben scheinen, als ihre Kräfte reichen; so steht doch im Grunde diese Kühnheit allemal in einem abgemeßnen Verhältniß mit diesen Kräften. Die Wölfinn und die Bache, die mit Stärke und furchtbaren Waffen versehen sind, gerathen bey der Vertheidigung ihrer Jungen in die äußerste Wuth; und das selbst gegen den, der sie sonst von ihrem Futter und ihrer Beute sehr leicht verjagen würde, wenn ihr Hunger auch noch so brennend wäre. Sind ihnen ihre Jungen geraubt, so suchen sie sie auch bey der sichtbarsten Lebensgefahr zu retten; denn keiner von allen Schmerzen scheint so stechend und so na-

gend zu seyn, als den eine Mutter bey dem Geschrey ihrer Jungen fühlt. Das schwache und furchtsame Reh kömmt in gleichen Fällen zwar auch herzu, und setzt sich mit Herzhaftigkeit der Gefahr aus; aber da es seine Ohnmacht ohne Hülfe läßt, so bleibt ihm am Ende nichts als die Flucht übrig. Dieser Verschiedenheiten ohnerachtet bemerkt man bey den Müttern fast durchgehends, daß sie über der Sorgfalt für ihre Jungen ihre eigene Sicherheit hintenansetzen. Man kann daraus schließen, daß die Leidenschaften, auf ihren höchsten Grad getrieben, keine Schranken halten; ich will sagen, daß sie das empfindende Wesen durch ihren zu heftigen Anstoß über den Punkt hinaustreiben, der, wie es scheint, die natürliche Grenze der Empfindung seyn sollte. Zwar in gewisser Absicht ist diese Heftigkeit blendend, und kann durch einen Schein von Stärke, die doch wirklich nicht da ist, ein Schrecken einjagen, das vielleicht zur Rettung der Jungen das beste Mittel ist; aber noch einen Grad weiter getrieben, verfehlt sie diesen Endzweck ganz, und bringt nur die Mütter selbst in Gefahr, ohne von der geringsten Nützlichkeit für die Jungen zu seyn. Demohnerachtet hat, wie wir gesagt haben, diese Empfindlichkeit ihr Maaß und selbst ihre Ausschweifung hat ihre Grenzen. —

Bey denjenigen Thiergattungen, wo sich die Alten für ihre Brut mit einem hohen Grade von Zärtlichkeit interessiren, wird alle Neigung gegen die andern Thiere ihrer Gattung ausgelöscht; ja sie zeigen sogar einen wirklichen Haß gegen sie. Das Rebhun, das für seine Jungen sehr besorgt und für ihre Erhaltung sehr thätig ist, verfolgt und tödtet an Oertern, wo die Nahrung wegen Menge des Wildes selten ist, alle andern Jungen, die ihr das Futter für die ihrigen wegnehmen wollen. Die Phasanhenne giebt sich schon weit weniger Mühe ihre Jungen an sich zu halten, und wenn sie sich von ihr verlohren haben, wieder zurückzubringen: aber dagegen hat sie auch eine weit allgemeinere Empfindlichkeit für alle Jungen ihrer Gattung; sie wird die gemeinschaftliche Mutter von allen, die ihrer nöthig haben, und was sich nur zu ihr hält, das hat auch an ihrer Sorgfalt Antheil. Eine ähnliche Bemerkung läßt sich in Absicht der Menschen machen. Diejenigen, die, als wahre Weltbürger, ihr Wohlwollen und ihre Liebe auf das ganze menschliche Geschlecht erstrecken, sind gegen einzelne Menschen keiner sehr heißen Empfindungen fähig; sie ergeben sich ihren Freunden nie so ganz und mit einer so schmeichelhaften hinreißenden Zärtlichkeit. Die Bande der Natur, der Verwandtschaft, der

Freundschaft, der Liebe selbst; alle diese für eingeschränktere Seelen so starke Bande werden in eben dem Maaße schlaffer, in welchem die allgemeinern Neigungen sich erweitern. Der glücklichste Zustand, den ich mir denken kann, ist: mit Freunden des ganzen menschlichen Geschlechts in Gesellschaft, und mit persönlichen Freunden in Vertraulichkeit zu leben.

Ich habe gezeigt, daß die Thiere sich der Sorge für ihre Jungen sehr lebhaft annehmen; und es läßt sich also schließen, daß die hieher gehörigen Ideen sich in ihrem Gedächtnisse besonders fest setzen müssen. Gleichwohl ist es klar, daß hieraus kein merklicher Fortgang für die ganzen Gattungen entstehen kann; weil die Jungen in kurzem erwachsen sind, und weil am Ende einiger Monate eben die Liebe, die diese kurze Vereinigung gestiftet hatte, sie wieder aufhebt, um neue Familien zu erzeugen. Ich habe also nunmehr vollständig bewiesen, daß man den Thieren die Perfektibilität deswegen nicht absprechen kann, weil man keinen wirklichen Fortgang bey ihnen bemerkt. Ich habe gezeigt, daß selbst ihre lebhaftesten Leidenschaften von einer zu kurzen Dauer sind, um sie merklich weiter zu bringen; daß weder die Natur ihrer Gesellschaften, noch die Bewegungsgründe, warum sie in dieselben zusammengetreten,

ihnen dazu behülflich seyn können; daß ihnen ihre Bedürfnisse keine Muße lassen, und daß sie daher auch die Langeweile nicht kennen, die nur eine Folge der Muße ist. Kurz, ich habe gezeigt, daß bey ihnen der größte Theil der Bedingungen wegfällt, ohne welche es keine Vervollkommung giebt. Jetzt muß ich noch untersuchen, ob sie einander ihre Ideen mittheilen können, und ob sie das wichtigste Mittel zu diesem Zweck, eine artikulirte Sprache besitzen.

Wir bemerken freylich bey den Thieren nur ein vermischtes, unartikulirtes Geschrey, und unterscheiden nur wenig Töne, die wir immer gleichförmig wiederholt hören. Auch können wir uns nicht wohl ein zusammenhängendes Gespräch von einem Schnabel oder einem länglichten Maule einbilden. Wir schließen also ohne viele Umstände, daß die Thiere keine eigentlich sogenannte Sprache haben, und sehen die Rede für ein ausschließendes Vorrecht des Menschen, für den eigenthümlichen Ausdruck seiner Vernunft an. Der Mensch, deucht mir, ist den Thieren ohnehin schon zu weit überlegen, als daß er ihnen irgend eine Vollkommenheit, die sie wirklich besitzen, sollte absprechen dürfen. Und was die anscheinende Einförmigkeit der Töne betrifft, so ist das ein Einwurf, der sich endlich noch möchte heben lassen. Wenn man

in unsrer Gegenwart eine Sprache redet, die uns fremde ist, so glauben wir da ebenfalls nur die Wiederholung einiger wenigen Töne zu hören. Wir müssen erst an die Sprache gewöhnt seyn; ja wir müssen sie sogar erst selbst verstehen, ehe wir die Verschiedenheit ihrer Töne fassen können. Gleichwohl sind die Organe aller menschlichen Sprachen eben die, die wir selber haben; hingegen die thierischen gehen in ihrer Einrichtung von den unsrigen so unendlich ab, und wie viel größer muß denn nicht hier die Schwürigkeit werden! Wie fremd muß uns ihre Sprache, ja wie unmöglich muß es uns seyn, die Accente, die Ausdrücke, die Bewegungen derselben zu unterscheiden! Ob die Thiere reden oder nicht? diese Frage löst sich in zwey andere auf: ob sie die zur Sprache erforderlichen Bedingungen haben? und: ob sie das, was sie verrichten, ohne Vermittelung der Sprache verrichten könnten? Die Bedingungen sind keine andere, als eine Reihe von Ideen und das Vermögen zu artikuliren. Ich habe in den vorhergehenden Briefen, und wie ich glaube, unwidersprechlich dargethan, daß die Thiere empfinden, sich erinnern, urtheilen, reflektiren, Schlüsse machen, und daß also die erste Bedingung, eine Reihe von Ideen, da ist. Was das Vermögen zu artikuliren betrifft, so

findet sich in der Organisation der meisten nichts, warum man es ihnen absprechen sollte. Auch wissen wir ja aus der Erfahrung, daß selbst Vögel, die doch im übrigen so sehr von uns verschieden sind, unsre eignen artikulirten Töne deutlich herausbringen. Es fehlt also den Thieren an keiner der beyden Bedingungen, die zur Sprache nothwendig sind. Geben wir aber auf ihre Handlungen Acht, so scheint es unmöglich, daß sie sich nicht zum Theil ihre Ideen durch eine ordentliche Sprache mittheilen sollten. So viel weiß sogleich ein jeder, daß sie die beyden Töne des Schreckens und der Liebe auf das richtigste unterscheiden. Aber überhaupt drücken sie alle ihre verschiedenen Gemüthsregungen durch eben so viel verschiedene Intonationen aus. Hätte eine Mutter, die für ihre Jungen besorgt ist, immer nur einen Ton sie zu warnen, so würden auch diese Jungen immer nur einerley Bewegungen machen. So aber sehen wir sie, nach Beschaffenheit der Umstände, sehr verschiedene machen. Bald begeben sie sich auf eine plötzliche Flucht, bald verbergen sie sich, bald rüsten sie sich zum Kampf, bald eilen sie zum Futter herbey. Es ist also wohl kein Zweifel, daß auch die Sprache, die so verschiedene Bewegungen veranlaßte, sehr verschieden hat seyn müssen. Eben so kann

man schließen, daß auch zwischen einem Weibchen und Männchen, so lange ihre Verbindung währt, die Ausdrücke sehr mannichfaltig seyn müssen, weil man unter ihnen so viele mannichfaltige Bewegungen wahrnimmt. An dem Männchen bald mehr, bald weniger Hitze; an dem Weibchen bald kältere Zurückhaltung, bald verliebtere Neckerey; Zorn, verstellte Weigerung, Eifersucht, Zänkerey, Wiederaussöhnung. Kann man glauben, daß die Töne, die alle diese Bewegungen begleiten, nicht eben so mannichfaltig seyn sollten, als die Situationen, welche sie ausdrücken? Es ist zwar freylich wahr, daß die Thiere viel durch Geberden reden, und daß auch dieses Mittel hinlänglich ist, den größten Theil ihrer Empfindungen dadurch auszudrücken. Es ist eben so wahr, daß diese Art Sprache, die allen, welche mehr empfinden als denken, so gewöhnlich ist, ihre großen Vorzüge hat, und daß sie einen ungemein schnellen Eindruck macht, indem sie die Ideen, die sie ausdrückt, fast in einem Augenblicke mittheilt: aber es ist doch unmöglich, daß man durch sie alle verwickelte Handlungen der Thiere erklären könnte; Handlungen, die offenbar gegenseitige Einwilligung, genommene Abrede, Bezeichnung der Oerter u. s. w. voraussetzen. Wenn sich zwey Wölfe, um mit größerer Leichtigkeit

und

und Sicherheit zu jagen, in ihre Rollen theilen; wenn der eine den Raub vor sich her jagt, der andere ihm an einem bestimmten Orte auflauert, um da mit frischen Kräften auf ihn loßzugehn: so erkennt man aus dieser absichtvollen Handlung deutlich, daß sie sich ihren Entwurf vorher haben mittheilen müssen; und wie wäre das anders, als durch den Gebrauch einer artikulirten Sprache, möglich gewesen?

Was zur Erziehung der Thiere gehört, das läßt sich gleichfalls dem größten Theile nach aus der Geberdensprache erklären. Die Jungen machens den Eltern nach und lernen dadurch den größten Theil der Bewegungen, die zur Erhaltung ihres natürlichen Lebens nöthig sind. Wenn sich aber mit den Gefahren auch die Sorgen vervielfältigen, und Anstalten und Vorkehrungsmittel gegen sie nöthig werden; so wird der Unterricht schwerer und verwickelter, und erfordert durchaus, wenn er geschehen soll, den Gebrauch einer Sprache. Die Erziehung eines Fuchses, zum Beyspiel, kann ohne artikulirte Wörter schwerlich zu Stande kommen. Es ist eine sichere Beobachtung, daß die jungen Füchse, ehe sie sich noch durch eigne Erfahrung haben unterrichten können, beym ersten Herausgehen aus dem Baue mißtrauischer und vorsichtiger sind, als die alten, wenn nämlich

jene in gefährlichen Gegenden leben, wo sie sehr unsicher sind, und diese in solchen, wo sie nichts zu befürchten haben. Diese ausgemacht wahre Beobachtung ist, meines Bedünkens, ein unwiderleglicher Beweis, daß sie einer Sprache nicht entbehren können. Denn woher sollten sie ohne ein solches Mittel die Regeln der Vorsichtigkeit haben, die immer nur Folgen vorhergegangener Erfahrungen, angestellter Vergleichungen und gefällter Urtheile seyn können?

Es scheint also ausgemacht, daß die Thiere nothwendig eine Sprache haben müssen, vermittelst deren sie ihre nöthigsten Ideen einander mittheilen können. Da indessen die Anzahl der Wörter durch die Anzahl der Ideen eingeschränkt wird, so begreift man leicht, daß die Sprache unter Wesen, deren Leben sich in einem unaufhörlichen Wechsel zwischen Thätigkeit, Furcht und Schlummer theilt, nur sehr kurz seyn müsse. Sie dürfen nur eine sehr eingeschränkte Anzahl von gegenseitigen Verhältnissen kennen; denn ihre Lebensart schließt alle die vervielfältigten und subtilisirten Verhältnisse aus, die nur Folgen der erworbenen Leidenschaften, der Gesellschaft, der Muße und der Langenweile sind. Aus gleicher Ursache, scheint es, muß die Sprache der fleischfressenden Thiere reicher an Ausdrücken seyn, als die Sprache der fruchtfres

senden;

senden; denn jene haben mehr und diese weniger Ideen zu bezeichnen. Auch ist es wahrscheinlich, daß die Sprache, eben wie der Verstand der Thiere, sich vervollkommen würde, wenn nur die äußerlichen Bedingungen, die zu dieser Vervollkommung erforderlich sind, vorhanden wären. Aber das Bedürfniß, der einzige Grund aller Thätigkeit empfindender Wesen, wird immer jede Gattung in die besondern ihr angewiesenen Grenzen einschließen; es wird immer die verschiedenen Ordnungen denkender und wirksamer Naturen von einander sondern, deren Mannichfaltigkeit der Schöpfung zur Zierde gereicht, und die alle, jede in ihrem Wirkungskreise, die Absichten des Unendlichen erfüllen, der ihnen zur Verherrlichung seiner Weisheit das Daseyn gab.

Sechster Brief.

Bisher haben wir uns nur mit sogenannten wilden Thieren beschäfftigt. Wir haben gesehen, wie sich ihre Kenntnisse mit ihren Bedürfnissen erweitern, und wie ihr Verstand, wenn er durch die Nothwendigkeit aufgemuntert wird, allen den Fortgang macht, den ihm ihre Organisation nur erlauben will. Wir haben bemerkt, daß die Wirkungen der Perfektibilität, die wir den Thieren unmöglich ab-

sprechen können, sich hauptsächlich nur bey Individuis zeigen, weil die äußern nothwendigen Bedingungen fehlen, die zur Vervollkommung der ganzen Gattungen würden erfordert werden. Wir haben gefunden, daß diese an sich selbst grenzenlose Beschaffenheit der Perfektibilität, von der Organisation und dem Bedürfnisse Einschränkungen erhält; so daß, vermöge dieser Einrichtung, jede Gattung auf der Stufe bleiben muß, die ihr von dem Urheber der Natur ist angewiesen worden. Werfen wir nun unsern Blick auf einige zahme oder häusliche Thiere, so werden wir in unsrer Meynung immer mehr und mehr bestätigt werden. Allenthalben werden wir die Perfektibilität sich deutlich zeigen; aber auch allenthalben in die nämlichen Grenzen eingeschlossen sehen. Herr von Büffon bemerkt sehr wohl, daß die zahmen Thiere Kenntnisse erlangen, die denen, welche sich selbst überlassen sind, mangeln, und daß sie diese Kenntnisse ihren Verhältnissen mit dem Menschen verdanken. Ueber diese Beobachtung lassen sich zwey Betrachtungen machen. Weil diese Thiere Kenntnisse erlangen, so haben sie mithin auch das Vermögen, welche zu erlangen: denn der Mensch kann doch seinen eigenen Verstand nicht in sie übertragen; er kann nur den ihrigen weiter entwickeln, oder welches einerley sagt, auf eine

größre

größre Anzahl von Gegenständen anwenden. Zugleich aber bleibt dieser Fortgang, den die zahmen Thiere durch unsern Unterricht machen, nothwendig individuel, weil wir sie ihrer Freyheit berauben, und weil sie noch überdieß durch die Natur der Verhältnisse, die sie mit uns haben, eingeschränkt werden.

Die so interessante Geschichte, die uns Herr Büffon vom Elephanten gegeben hat, muß man bey diesem beredten Naturkündiger selbst lesen. Er hat sich in eine sehr umständliche Beschreibung von den Sitten dieses sonderbaren Thieres eingelassen, das wirklich mehr, als irgend ein anders, unsre Aufmerksamkeit verdient. Man sieht darinn mit Vergnügen, in welchem hohen Grade dieses Thier Verstand, Unterscheidungskraft, ja selbst Empfindung von Gerechtigkeit und andern Tugenden hat. Man bewundert die Verbindung von Gelehrigkeit und Muth, von natürlicher Sanftmuth und Zorn über Beleidigungen; man erstaunt über die Proben von Mitleiden, Wohlthätigkeit und Erkenntlichkeit, die dieses Thier giebt. Eben deswegen haben so viele Schriftsteller gesagt, daß dem Elephanten zur Vernunft nur die Anbetung Gottes fehle, und andere haben ihm sogar auch dieses herrliche Vorrecht zugestanden. Es scheint, daß der Elephant seinen so großen Vor-

zug vornehmlich seinem Rüssel zu danken habe; denn dieser ist in der That ein äußerst feines Organ, und wird zu einem sehr mannichfaltigen Gebrauch von ihm angewandt.

Nach dem Elephanten scheint der Hund dasjenige zahme Thier zu seyn, das von Natur am klügsten ist, so wie es auch wirklich durch seinen Umgang mit dem Menschen die meisten Kenntnisse erhält. Dieses Thier ist so allgemein bekannt, daß sein Beyspiel allein die unvernünftige Vorstellung hätte unterdrücken sollen, als wenn die Thiere bloße Maschinen wären. In der That; wie könnte man aus einem Instinkt, der ohne alle Ueberlegung handeln soll, die mancherley Bewegungen dieses klugen Thiers erklären, das der Mensch zu einem so vielfältigen Gebrauche abrichtet, das bey aller seiner Unterthänigkeit eine so sichtbare Freyheit behält, und durch seinen willigen Gehorsam so zärtliche Bewegungen von Interesse und Freundschaft bey seinem Herrn erweckt? Der Verstand dieses Thieres macht, nach dem verschiedentlichen Gebrauche, zu welchem es genützt wird, einen zwiefachen Fortgang. Der eine rührt von dem ihm ertheilten Unterrichte her, und besteht in den Fertigkeiten, die man ihm durch abwechselnde Züchtigungen und Liebkosungen beybringt. Der andere muß der eignen

Erfahrung des Thieres zugeschrieben werden; das heißt, seinen eigenen Bemerkungen über die beobachteten Facta und erhaltenen sinnlichen Eindrücke. Aber so wohl der Fortgang von jener, als von dieser Art, geschieht jedesmal im Verhältniß mit den Bedürfnissen und dem Interesse, die es zur Aufmerksamkeit zwingen. Der Hofhund, der fast immer an der Kette liegt und nichts anders zu thun hat, als daß er die Fremden anbellt, bleibt in einem Zustande von Dummheit, worinn ungefähr auch jedes andere Thier bleiben würde, dessen Verstand eben so wenig Uebung hätte. Der Schäferhund, der immer mit seinem Dienst bey der Heerde beschäfftigt und auf die Stimme oder Pfeife seines Herrn aufmerksam seyn muß, zeigt schon weit mehr Verstand und Unterscheidungskraft. Alle zu seinem Dienst gehörige Erfahrungen setzen sich in seinem Gedächtnisse fest, und so erhält er einen Zusammenhang von Kenntnissen, wornach er in jedem vorkommenden Falle handelt, und bald diese bald jene Bewegung macht. Geht die Heerde bey einem Kornfelde vorbey, so hält sie der wachsame Hüter zusammen, treibt sie von dem Korne zurück, damit sie nicht Schaden thue, hat auf diejenigen, die das Verbot überschreiten wollen, ein wachsames Auge, warnet, was sich warnen

läßt, und fällt die übrigen wirklich an, die sein bloßes Bellen und Ansprengen nicht achten wollen. Wenn man nicht zugeben will, daß allein die Ueberlegung der Grund dieser mannichfaltigen Bewegungen seyn könne, die allemal mit so viel Verstand, das heißt, den Umständen so gemäß geschehen; so werden sie durchaus unerklärlich. Denn wenn der Hund nicht von seinem Herrn lernte das Korn von der gewöhnlichen Weide der Heerde zu unterscheiden; wenn er nicht wüßte, daß er sein Verhalten nach dem Verhalten jedes Hammels in der Heerde einrichten müßte; wenn er die Verschiedenheit dieses Verhaltens nicht kennte, so hätte seine ganze Ausführung keinen Bewegungsgrund, und er würde so, wie er handelt, ohne Ursache handeln.

Aber vornehmlich muß man den Hund auf der Jagd beobachten, wenn man die Entwickelung seines Verstandes sehen will. Die Jagd ist dem Hunde natürlich, weil er ein fleischfressendes Thier ist. Wenn ihn also der Mensch zu diesem Geschäffte abrichtet, so thut er weiter nichts, als daß er die Geschicklichkeit und Neigung, die ihm schon von der Natur zu seiner eigenen Erhaltung waren verliehen worden, dergestalt richtet und abändert, daß er selbst davon Vortheil habe. Die Bewegungen des Hundes müssen also theils aus einer ihm

natür-

natürlichen Neigung, theils aus der Gelehrigkeit, die ihm die Zucht der Peitsche gegeben, erklärt werden. Bald bemerkt man bey ihm mehr Natur, bald mehr erworbne Geschicklichkeit, je nachdem die Umstände ihm mehr oder weniger Freyheit lassen. -- Bey dem Windhunde wirkt die Natur freyer und mehr sich selbst überlassen, als bey den andern Arten. Die gewohnte Unterthänigkeit macht ihn zwar bis zu einem gewissen Punkt auf die Bewegungen und die Stimme seiner Führer aufmerksam; allein da er nicht immer unter ihren Händen ist, so muß er oft nach seiner eigenen Einsicht handeln, und zuweilen das Urtheil der Jäger durch seine persönliche Erfahrung berichtigen. Die Sorgfalt, die man anwendet, das einmal angejagte Thier nicht zu verlieren, und die Hunde, sobald sie auf einer falschen Fährte sind, sogleich anzuhalten und zu strafen, gewöhnt diese nach und nach, den Anjagdshirsch durch ihren Geruch von allen andern zu unterscheiden. Wenn sich aber der Hirsch des Kunstgriffs bedient, dessen ich in einem meiner vorigen Briefe erwähnt habe; wenn er mit andern Hirschen zusammenzukommen und dann auf einmal durch seinen schnellern Lauf zu entwischen sucht: so ist nun schon mehr Unterscheidung nöthig. Mit jun-

gen Hunden ist bey einer solchen Gelegenheit nichts zu thun; nur eine lange und vollkommne Erfahrung weiß hier einen schnellen und sichern Entschluß zu fassen. Der alte Hund bedenkt sich keinen Augenblick, welche Fährte er verfolgen soll; er unterscheidet mit Sicherheit die Spur, die er einmal angenommen, von allen andern Spuren. Hat ein Hund schon einige, aber noch nicht große Erfahrung, so geräth er in eine Ungewißheit, die beobachtet zu werden verdient; er giebt alle Merkmaale der Verlegenheit von sich; er hält die Nase mit großer Aufmerksamkeit auf die Erde, oder spürt auch zur Seite an den Zweigen, wo das Thier mit seinem Leibe angestrichen, und eine stärkere Spur zurückgelassen; ja oft entschließt er sich nicht eher, als auf den Zuruf des Jägers, der ihn den alten Hunden, auf deren Erfahrenheit er sich verlassen kann, nachschickt. Wenn die Hunde, über ihrem gar zu hitzigen Nachsetzen, die Fährte verloren haben, so ergreifen die Anführer der Kuppel, um sie wieder zu finden, das einzige Mittel, das auch Menschen nur würden nehmen können. Sie kehren eine Strecke wieder zurück, laufen dann vor den andern voraus, und suchen so lange umher, bis sie die verlorne Spur wieder ausfinden. Die Geschicklichkeit des Jägers selbst kann nicht weiter gehen, und der er-

fahrne

fahrne Hund scheint also das äußerste Ziel seiner Wissenschaft zu erreichen, das heißt, eine Kenntniß aller der Mittel zu erlangen, die ihn nur immer zum Zweck führen können.

Der Hühnerhund steht mit dem Menschen in genauern und unmittelbarern Verhältnissen, als der Windhund. Er jagt beständig unter seinen Augen und beynahe unter seinen Händen. Sein Herr macht ihm die Freude, daß er ihn selbst das Wildpret tragen läßt. Er muß es ihm zubringen; er wird gestreichelt, wenn er es gut macht, gescholten oder geschlagen, wenn er es schlecht macht; in beyden Fällen bricht seine Freude oder sein Schmerz aus, und es entsteht zwischen ihm und seinem Herrn ein genaues Verhältniß von gegenseitiger Dienstleistung, Zuneigung und Erkenntlichkeit. Wenn der Hünerhund noch jung, aber doch schon durch die Peitsche gelehrig gemacht ist; so hört er genau auf die Stimme seines Herrn, und thut nichts, als was ihm geheißen wird. Da er aber für seine Jagd ein feines und sicheres Gefühl hat, das oft viel weiter als die Kenntniß des Jägers reicht, so zeigt er bey zunehmenden Jahren und Erfahrung nicht immer die nämliche Gelehrigkeit mehr, ob sie ihm gleich überhaupt genommen gewöhnlicher als andern Jagdhunden ist. Wenn z. B. ein Stück Wild

angeschossen ist, und der alte erfahrne Hund auf eine sichre Spur geräth, so mag ihm sein Herr drohen und zurufen, so viel er will; er läßt sich nicht abbringen. Er weiß, daß er ihm durch seinen Ungehorsam einen Dienst leistet, und die Schmeicheleyen, die den glücklichen Erfolg begleiten, überzeugen ihn noch mehr davon. Daher ist es auch eine Gewohnheit bey erfahrnen Jägern, nur die jungen Hunde zu führen, und die alten sich selbst zu überlassen.

Die übrigen Arten der Hunde übergehe ich mit Stillschweigen; denn wozu sollte ich Erfahrungen häufen, die alle nur zu einerley Zweck führen und deren einige schon zur Erreichung dieses Zwecks hinreichend sind? Ueberdem kann auch jeder selbst seine Erfahrungen mit diesen Thieren anstellen, die sich durch Züchtigungen und Liebkosungen nach Gefallen lenken lassen, die den Menschen lieben und seinen Unterricht annehmen; die aber auch oft, wenn sie sich auf ihre eigne persönliche Erfahrung mehr verlassen können, aller Macht der Gewohnheit und aller Furcht vor der Strafe widerstehn, und selbst durch ihr kluges Betragen Unterricht geben, statt ihn anzunehmen. Es ist wahrscheinlich, daß wir die ausnehmende Gelehrigkeit und Unterwürfigkeit des Hundes einer gewissen Entartung

tung dieser Gattung zu danken haben, die schon sehr alt seyn muß. Wenigstens ist aus der Erfahrung gewiß, daß einige erworbene Eigenschaften der Eltern auf die Jungen fortgepflanzt werden. Die Organisation der erstern muß, durch gewisse zur Fertigkeit gewordne Uebungen, eine Abänderung leiden und auf solche Art den letztern gewisse Anlagen und Geschicklichkeiten mittheilen, die alsdann selbst natürlich werden. Ueberhaupt aber giebt es fast keine Thiergattung, die sich nicht durch abwechselnde Eindrücke des Vergnügens oder des Schmerzes in einem gewissen Maße zähmen ließe. Diejenigen selbst, die von Natur gegen allen Zwang am unleidlichsten scheinen, und in ihren Klauen und übrigen Waffen die sichersten Mittel zur Erhaltung der Freyheit besitzen, die Raubvögel zum Beyspiel, unterwerfen sich doch willig dem Zwange, den das Bedürfniß jedem empfindenden Wesen auflegt; ja sie erlangen sogar in kurzem eine erstaunliche Gelehrigkeit. In der höchsten Luft horchen sie auf die Stimme des Jägers, und richten sich nach seinen Bewegungen; weil sie einmal aus wiederholter Erfahrung wissen, daß sie ihre Beute um desto sichrer erhaschen, je gehorsamer sie sind. Es ist unmöglich, von diesen Handlungen der Thiere, in denen sich ihr Instinkt auf gewisse Weise

ausgeartet zeigt, eine Erklärung zu geben, wenn man ihnen weiter nichts, als Instinkt, das heißt, blinde und von aller Ueberlegung unabhängige Triebe zuschreibt. Sie müssen durchaus über vorhergegangene Erfahrungen nachgedacht haben; denn sonst kann gar keine Ursache ihrer Bewegungen vorhanden seyn. Sie müssen selbst überlegen können; denn sonst wird ihre Erziehung völlig eben so unbegreiflich, als die Erziehung eines Menschen ohne Freyheit. Jede Erziehung, wie einfach sie auch immer seyn mag, setzt nothwendig das Vermögen zu vergleichen und zu wählen voraus. Die Vertheidiger des Avtomatisimus wollen dieses freylich nicht zugeben; aber ihr System ist so sonderbar, daß es kaum eine ernsthafte Widerlegung zu verdienen scheint. Dennoch giebt es einige vernünftige Anhänger desselben, deren bessere Gründe es schon werth sind, daß man sie aus dem Irrthume bringe. Ich will hier einige ihrer stärksten Einwürfe und Behauptungen durchgehn, und darauf zu antworten suchen.

Die Facta, sagen diese Herren, beweisen nichts. Es ist zwar wahr, daß die Thiere Handlungen vornehmen, aus denen man eine sehr feine und weit hinaussehende Klugheit schließen sollte; Handlungen, die freylich der Mensch, als ein

mit Vernunft begabtes Geschöpf, nicht ohne viele Vergleichungen, Urtheile und Schlüsse würde unternehmen können: aber deswegen auch den Thieren diese Urtheile und Schlüsse beyzulegen, heißt sich durch eine schwache und betrügliche Analogie verführen lassen, die sich durch andre unläugbare Analogien umstoßen läßt.

Nein, antworte ich; es ist keine schwache Analogie, um derentwillen ich bey den Thieren Vergleichungen und Urtheile annehme, wenn ich sie Dinge verrichten sehe, die ich selbst nicht ohne Vergleichungen und Urtheile würde verrichten können. Ich habe vielmehr eine direkte Gewißheit davon; eine Gewißheit, die man nicht schwächen kann, ohne zugleich alle natürliche Regel der Wahrheit umzustoßen. Zwar weiß ich gar wohl, daß wir im strengsten Verstande nur von unsern eigenen Empfindungen, von unserm eignen Bewußtseyn Gewißheit haben; ich weiß gar wohl, daß man die Unsicherheit alles dessen, was außer uns ist, durch sehr schöne und sehr schwer zu beantwortende Argumente zu erweisen pflegt. Gleichwohl könnte ich mich nicht entbrechen, über jeden zu lachen, der diesem Grundsatze zufolge seine Zweifelsucht auf alles ausdehnen wollte, was durch den Gebrauch seiner Sinne und

durch das Zeugniß seiner eignen Empfindung klar ist. Sinne und Empfindungen machen jeden gewiß, daß es noch andre Menschen außer ihm giebt; daß diese andern Menschen, weil sie mit ihm einerley Sinne haben, auch durch sie ungefähr eben die Eindrücke erhalten, die er durch die seinigen erhält; daß sie eben wie er, wenn sie schreyen, Schmerz, und wenn sie Zeichen des Vergnügens von sich geben, Vergnügen empfinden u. s. w. Nun aber, behaupte ich, ist die Gewißheit, daß auch die Thiere Schmerz und Vergnügen empfinden, und ihr Betragen zufolge der Erinnerung dieser Empfindungen einrichten, schlechterdings von eben der Natur, wie jene Gewißheit. Wir haben, in Absicht auf unsre Mitmenschen, keine andre, als die wir aus den Zeichen hernehmen, wodurch die nämlichen Empfindungen sich bey uns selbst äußern; aber alle diese Zeichen finden bey den Thieren nicht weniger als bey unsern Mitmenschen statt. Es giebt keine Analogie, die diese Gewißheit aufheben könnte. Sollte mich denn Gott an diesen Wesen umsonst eine so mannichfaltige Empfindlichkeit erkennen; sollte er mich an ihnen nur deswegen alle sichtbaren Zeichen der meisten Eindrücke, die ich selbst erfahre, wahrnehmen lassen, um mich in einer beständigen Täuschung zu erhalten? Sollte er

mich

mich durch einen falschen Schein von Verstand und Empfindlichkeit, bey bloßen selbstbeweglichen Maschinen gleichsam verspotten wollen? Ich kann mich schlechterdings nicht davon bereden, und alle Analogien von der Welt werden nichts über mich ausrichten, bis dieser Satz ein Artikel meines Glaubens wird, wo ich denn keiner Analogie mehr bedürfen werde. Bis dahin habe ich Recht zu schließen, daß die Thiere empfinden, sich erinnern u. s. w. weil ich an ihnen eben die sichtbaren Merkmale dieser Fähigkeiten finde, die mich von ihrem Daseyn bey meinem Mitmenschen überführen. Wenn ich einen Menschen anstehen, überlegen und endlich wählen sehe, so sage ich von ihm, daß er verglichen hat, daß er ein Urtheil gefällt, daß durch dieses Urtheil seine Wahl ist bestimmt worden. Und wenn ich an einem Thiere dieselben Zeichen der Ungewißheit und Ueberlegung bemerke, so sage ich das nämliche, und habe Recht es zu sagen.

Aber, wendet man ein, wenn denn die Thiere Verstand haben, und wenn denn ihr Verstand sogar wachsen und zunehmen kann; das heißt, wenn die Erfahrung zu zwey oder drey Ideen, die das Thier anfänglich gehabt, noch eine vierte, eine fünfte u. s. w. hinzuthun kann: so müßten wir ja die Thiere

in unsern Wissenschaften, in unsern Künsten und Spielen unterrichten können. Da wir aber das nicht können, so ist ja eben dadurch erwiesen, daß es ihnen an Verstand mangelt.

Einwendungen dieser Art müßten lächerlich scheinen, wenn nicht die, welche sie vorbringen, sonst Männer von Verstande wären, und persönliche Achtung verdienten. Wie? Unsre Beobachtung sagt uns deutlich, daß die Thiere durch Erfahrung klüger werden; daß sie nach Maßgabe der verschiedenen Regeln, die ihnen ihre Umstände an die Hand gegeben, ihre Handlungen eben so modificiren, wie wir sie an ihrer Stelle gleichfalls modificiren würden; daß sie in Absicht aller ihrer Bedürfnisse, aller sie umgebenden Umstände und Gefahren mit der vollkommensten Einsicht handeln: und doch wollten wir ihnen die Gabe des Verstandes absprechen? wir wollten aller dieser Ueberzeugungsgründe nur deswegen nicht achten, weil wir die Thiere nicht alles lehren können, was wir sie gerne lehren möchten? Warum verlangen wir denn auch Dinge von ihnen, die für sie nicht das mindeste Interesse haben, die von ihren Bedürfnissen entfernt und mithin für ihre Natur fremde sind? Ja am Ende; wer weiß, ob nicht die Schuld mehr an unsrer als an ihrer Unge-

schick-

schicklichkeit liegt? Wenn wir mit den Bibern gute Gesellschaft hielten, und ihre Arbeit mehr zu befördern als zu verhindern suchten; wer weiß, ob sie nicht dann innerhalb tausend Jahren (denn das Wachsthum der Künste ist langsam) Unterricht von uns annehmen, und das Aeußere ihrer Hütten würden verschönern, oder das Innere derselben bequemer einrichten lernen? Wir dürften vielleicht auf die Natur ihrer Organisation und ihrer Bedürfnisse nur aufmerksamer seyn, und ihnen zur Nachahmung nur solche Modelle vorlegen, die beyden gemäß wären. Indessen, wenn es auch damit nicht glücken sollte, so würde man Unrecht haben zu schließen, daß die Thiere, weil sie Dinge kennen, die ihnen nothwendig sind, auch andre Dinge sollen lernen können, die für sie keinen Nutzen haben.

Es ist aber doch gewiß, fährt man fort, daß die Thiere gerade ihre künstlichsten Werke ohne Ueberlegung machen. So macht, z. B. die Schwalbe ihr Nest, die Biene ihre Zellen ohne alle Ueberlegung. Man schließe also vom Größern aufs Kleinere: Wenn zu den künstlichsten Werken keine Ueberlegung gehört; wie viel weniger wird sie zu den übrigen gehören?

Wenn

Wenn es auch mit dem hier angenommenen Satze seine Richtigkeit hätte; wenn auch die Thiere gewisse Werke maschinenmäßig und ohne Nachdenken zu Stande brächten, so würde man doch daraus keinen Schluß auf diejenigen Handlungen derselben machen können, an denen das Nachdenken offenbaren Antheil hat. Aber nichts kann falscher seyn, als das hier angezogene Factum. Es ist bewiesen, daß die Werke, von denen die Rede ist, nicht ohne Ueberlegung zu Stande kommen, weil die Thiere bey reiferm Alter mehr Vollkommenheit als in ihrer unerfahrnen Jugend hineinbringen. Man muß die Nester der Vögel mit gar keiner Aufmerksamkeit oder anhaltenden Geduld beobachtet haben, wenn man nicht wahrgenommen, daß die Nester der jüngern übel gestaltet und übel angebracht sind, ja daß zuweilen die jungen Weibchen ihre Eyer, wo sie zukommen, hinlegen, weil sie aus Unerfahrenheit nicht die mindeste Anstalt gemacht hatten. Die Fehler der ersten Werke werden nachher verbessert, wenn die Thiere durch die empfundnen Ungemächlichkeiten klüger geworden. Dieses aber könnte nicht geschehen, wenn sie ohne Verstand und Ueberlegung verführen: denn alsdann müßte ihre Art zu handeln immer die nämliche seyn; die Maschine müßte nach dem einmal erhaltenen

Anstoße

Anstoße ohne alle Veränderung fortwirken. Da aber Veränderungen, und zwar unzählige Veränderungen wirklich geschehen; da sie immer im Verhältniß der größern oder geringern Erfahrung geschehen, die Alter und Umstände gaben: so ist es ausgemacht, daß die Thiere ihre Werke mit Ueberlegung machen. In der That wäre es sonderbar, wenn sie ohne Gedächtniß die Erinnerung der empfundenen Unbequemlichkeiten von Jahr zu Jahr aufbehalten, und ohne Ueberlegung derselben gemäß handeln könnten.

Wie kann denn aber ein Rebhun, das noch nie ein Nest gesehen; wie kann es vorher wissen, daß es Eyer legen wird? daß es ein Nest von einer solchen und solchen Beschaffenheit nöthig haben wird?

Ich habe es schon gesagt: die Freunde des Automatismus setzen willkührlich voraus, was nicht ist; die Thierwerke haben nicht gleich im Anfange ihre ganze Vollkommenheit. Indessen zeigt doch auch das ungeschickteste Nest eine Verbindung von Theilen zu einem Zweck oder zu einem Ganzen: und jedes Werk, dessen Theile mit Weisheit zu einem Zwecke zusammengeordnet sind, setzt nothwendig einen Verstand voraus. Dieser Grundsatz wird allgemein zugegeben, und läugnete man ihn, so läugnete man

eben damit einen der größten Beweise für das Daseyn Gottes. Die Freunde des Automatismus gestehen, daß die meisten Werke der Thiere mit großer Geschicklichkeit und Weisheit gemacht sind, sie müssen also durchaus auch den Werkmeistern Verstand zuerkennen. Ueberlegt man weiter, daß dieser Verstand, der anfangs nur klein und ungeschickt war, sich mit der Zeit erhöht und verfeinert, daß er seine ersten Fehler verbessert, daß er gegen ehemals erfahrne Ungemächlichkeiten Vorkehrungsmittel braucht; so muß man schließen, daß er in diesen schwachen Geschöpfen selbst befindlich, daß er ihnen persönlich sey, u[illegible] daß nicht Gott, wie einige Philosophen gegla[illegible], alles unmittelbar in ihnen und durch sie thue. Wie es zugehe, daß die Thiere uns so schnell bis auf einen gewissen Grad unterrichtet scheinen, das ist weder leicht noch nothwendig zu wissen: indessen ist es erlaubt, darüber Muthmaßungen zu wagen und selbst Analogien anzuführen, wenn man ihnen nur keine völlige Beweiskraft beylegt.

Zuerst fehlt es den Thieren nicht ganz an Erfahrung in Absicht ihrer zu machenden Werke; und wenn es ihnen daran fehlt, so sind auch diese Werke um desto unvollkommner. Nichts kann schlechter und nachläßiger hingebaut

baut seyn, als die Nester solcher Vögel, die nicht lange, nachdem sie ausgekrochen, das Nest zu verlassen pflegen. Diejenigen, deren Nester mehr Kunst erfordern, halten sich längere Zeit darinn auf, ehe sie ausfliegen, und können sich also selbst von der Gestalt und Einrichtung desselben einen Begriff machen. Dazu kömmt noch, daß die Organisation bey allen Thieren, ja selbst bey dem Menschen, eine Art von Geschicklichkeit und Neigung zu gewissen Verrichtungen auf die Kinder fortpflanzt. Diese erstreckt sich, wie ich schon oben gesagt, selbst auf die erworbenen Eigenschaften. Wenn man die Hunde viel Geschlechtsfolgen hindurch ans Apportiren und Arz[illegible]ren gewöhnt, so werden diese Handlungen den Jungen natürlich, und pflanzen sich sogar von selbst, ohne unterhalten zu werden, durch einige Generationen fort. Und so ist vielleicht das, was wir bey den Thieren für schlechterdings mechanisch halten, weiter nichts, als eine schon längst angenommene und nachher von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzte Fertigkeit. Wenigstens ist gewiß, daß aus Mangel der Uebung bey manchen Arten dieser Trieb sehr viel schwächer wird, und zuweilen sich völlig verliert. Unter den zahmgemachten Vögeln, denen man ihre Eyer, so wie sie sie legen, nach einander weg-

nimmt,

nimmt, giebt es viele, die am Ende gar keine Nester mehr machen, ob sie gleich alle dazu nöthige Materialien haben. Giebt man diese durch die Organisation fortgepflanzte Neigung zu, die sich meines Erachtens schwerlich läugnen läßt; bedenkt man noch überdem, welche große Veränderung natürlicher Weise der Zustand der Trächtigkeit bey dem Weibchen hervorbringen muß; überlegt man den Einfluß, den diese beyden vereinigten Ursachen auf die Einbildungskraft der Mutter äußern können: so wird man vielleicht zur Erklärung der Vorhersehung und des Nachdenkens, die bey den Anstalten der Thiere vorausgesetzt werden, nichts weiter nöthig finden. Wenn zwey Kinder ganz jung auf eine wüste Insel ausgesetzt würden, und nach erreichtem mannbaren Alter den Wünschen der Natur nachgäben; so würde daraus für das Mädchen ohne Zweifel die Gewißheit entstehn, daß sie Mutter wäre. Und ich zweifle keinesweges, ob sich gleich diesen Wesen der Verstand nicht absprechen läßt, daß das Kind bey seiner Geburt schon ein ziemlich bequemes Bett von Mooß und Blättern vorfinden würde. Ja es dünkt mir wahrscheinlich, daß wenn man den Versuch auf mehreren Inseln wiederholte, wo die nämlichen Materialien zu haben wären, die Zubereitung und Beschaffenheit die-

ser Betten nicht weit von einander abgehen möchte.

Eine Sache, woran sich die Anhänger des Avtomatismus am meisten zu stoßen scheinen, ist die allgemeine Einförmigkeit, die man in den Werken aller Thiere von Einer Gattung antrifft. Wenn die Thiere Verstand hätten, sagen sie, so müßte sich unter ihren Werken eben so viel Verschiedenheit, als unter den unsrigen finden. Ich habe schon oben geantwortet, daß die Verschiedenheit nicht so groß ist, als es bey dem ersten Anblicke scheint, daß wir nicht recht davon urtheilen, weil wir nicht hinlänglich beobachten, und daß uns vielleicht auch manches fehlt, was wir zu einem richtigen Urtheile durchaus würden haben müssen. Indessen läugne ich nicht, daß die Werke und Handlungen der Thiere nicht wirklich weit einförmiger seyn sollten, als die unsrigen; aber diese Einförmigkeit läßt sich sehr wohl aus der Beschaffenheit ihrer Organisation und ihrer Lebensart erklären.

„Da alle Individua Einer Gattung,“ sagt der Abbt Condillac, „von einerley Principium „bewegt werden, alle einerley Bedürfnissen unterworfen sind, alle zu einerley Endzwecken „handeln, und alle ähnliche Mittel dazu anwenden: so müssen sie auch nothwendig einerley „Fertigkeiten erwerben, und einerley Dinge auf

„einerley Weise machen.“ Dieser vortreffliche Philosoph bemerkt noch überdem mit großer Scharfsinnigkeit und Gründlichkeit, daß die Menschen nur deswegen weniger einförmig sind, weil sie einer dem andern nachahmen. Die erworbenen Leidenschaften, die Früchte der eigentlich sogenannten Gesellschaft und der Muße, (eines Zustandes, der dem menschlichen Geschlechte eigenthümlich zukömmt); diese ändern die Formen ins Unendliche ab, und bieten der Nachahmung unzählige Modelle und Entwürfe dar. Aus eben diesem Grunde müssen auch die Thiere einen weit einfachern und weit sicherern Weg zu ihrem Ziele gehn, als der Mensch; sie müssen weniger Irrthümern unterworfen seyn, weil sie weniger Kenntnisse haben. „Das „Geschöpf, sagt Condillac, das am wenigsten „zu Irrthümern aufgelegt ist, ist eben das, das „den kleinsten Verstand hat.“

Dieses, glaube ich, ist eine hinlängliche Antwort auf die Einwürfe, die man gegen den Verstand der Thiere macht. Ich gestehe, daß sie mir an sich selbst sehr schwach, und wenn ich sie mit der Erfahrung zusammenhalte, völlig nichtig dünken. Aber vielleicht könnten sie, näher bey einander gestellt, mehr Kraft erhalten, als sie einzeln hätten. Ich will sie also hinter einander hersetzen; denn man muß kein Mittel, das

zur Aufklärung der Wahrheit dienen kann, unversucht lassen.

Zuerst: Aus den Factis kann nichts bewiesen werden. Es ist zwar wahr, daß die Thiere Handlungen vornehmen, aus denen man einen sehr feinen und weithinaussehenden Verstand schließen sollte; Handlungen, die der Mensch nicht ohne viele Vergleichungen, Urtheile und Schlüsse würde ausführen können: aber da die Thiere nur Avtomata sind, so ist klar, daß sie das ganz leicht und ohne alle Vernunft thun müssen, wozu freylich der Mensch nicht ohne große Mühe und Vernunft im Stande wäre.

Zweytens: Nur eine schwache Analogie macht uns geneigt zu glauben, daß die Thiere empfinden, sich erinnern, vergleichen, urtheilen u. s. w. wenn sie in Beziehung auf alle die Umstände, worinn sie sich befinden, Handlungen verrichten, die freylich wir selbst nicht ohne Erinnerung, Vergleichung und Urtheil verrichten könnten. Wir haben aus obbesagter Ursache nicht das mindeste Recht, von uns auf sie zu schließen. Was sie thun, erfolgt bloß nach einer vorherbestimmten Harmonie zwischen ihren Bewegungen und

dem Eindrucke, den die Gegenstände auf ihre Sinne machen; eine Sache, die ganz leicht zu begreifen ist. Es ist ein bloß maschinenmäßiges Spiel, das aus Ursachen, die ein jeder bey dem ersten Anblicke gewahr wird, so ist angeordnet worden.

Drittens: Eine entscheidende Analogie, die jene völlig aufhebt, liegt in der Erfahrung, daß sich den Thieren nicht das mindeste von unsern Künsten und Wissenschaften beybringen läßt. Denn könnten sie vergleichen, urtheilen und Schlüsse machen; warum sollten wir sie denn nicht das meiste von alle dem lehren können, was wir selbst wissen?

Viertens: Die Thiere geben in der That durch ihre Werke, als durch ihre Nester, Zellen u. s. w. große Vermuthungen von Verstand und Geschicklichkeit; man findet darinn durchaus die Mittel nach dem Endzwecke sehr wohl und richtig abgemessen. Aber wenn sie wirklich mit Verstande und nicht als bloße Maschinen arbeiteten, so würden sie in ihrer Kunst nicht so bald zur Vollkommenheit gelangen; wir würden sie erst Lehrlingsstücke machen und dann nach und nach weiter kommen sehn. Dieß ist eine neue entschei-

entscheidende Analogie, die uns aufs deutlichste zeigt, daß wir uns bloß durch eine vorherbestimmte Einrichtung hintergehen lassen.

Ich gestehe aufrichtig, daß mich diese Einwürfe nicht überzeugen, und daß bey mir die Facta, die ich angeführt und deren ich noch unzählige anführen könnte, mehr als alle diese schönen Analogien gelten, denen ich übrigens ihren Werth nicht absprechen will. Eben so wenig will mir die andere Erklärungsart gefallen, da man den Thieren materielle Empfindungen und ein materielles Gedächtniß beylegt, die dann auch vermuthlich nur einen materiellen Verstand geben werden. Es mag seyn, daß in diesen Ausdrücken Sinn ist; aber was mich betrifft, so muß ich auf mein Gewissen gestehen, daß sie für mich keinen haben, und daß mir die vorherbestimmte Harmonie fast eben so gut oder noch besser gefallen würde.

Ich zweifle, ob man je auf so unnatürliche Systeme über das Principium der thierischen Wirkungen würde gerathen seyn, wenn man hinlänglich mit den Thieren wäre bekannt gewesen. Man hat zu früh erklären wollen, ehe man noch hinlängliche Facta gesammelt hatte. Den Jägern, die Gelegenheit zu beobachten haben, fehlt es gemeiniglich an Zeit und Geschick-

lichkeit zu räsonniren, und den Philosophen, die zu räsonniren wissen, fehlt es gemeiniglich an Gelegenheit zu beobachten. Unglücklicher Weise haben auch einige geglaubt, daß die Religion in dieser Frage befangen wäre, und haben aus der Behauptung, daß die Thiere Verstand hätten, Folgen vorhergesehen, die sie erschrecken mußten. Aber mir dünkt, es ist sehr übel gethan, eine bloß philosophische Frage mit der Religion zusammenzubringen, die doch im Grunde nichts damit zu thun hat. Die Thiere mögen immer Verstand besitzen, und ihn auf alle ihre Bedürfnisse anwenden; ihr Verstand mag sich immer nach Maaßgabe der Umstände vervollkommen, und in Absicht auf ihre Bedürfnisse immer noch mehr vervollkommen können; das hindert gar nicht, daß sich der unsrige nicht zu den erhabnen Wahrheiten sollte erheben können, die der Grund unsrer Pflichten und unsrer Hoffnungen sind. Der Verstand der Thiere wird immerfort auf sinnliche Gegenstände eingeschränkt bleiben, als mit denen allein sie zu schaffen haben. Der unsrige erhebt sich mit einem kühnern Fluge selbst bis zu dem, der alle Klassen verständiger Wesen hervorgebracht und jeder die Grenze angewiesen hat, über die ihre Kraft nicht hinausreicht.

Die Religion steht also mit den Systemen über die Thierseelen in keiner Verbindung. Ja man könnte noch eher die, welche den Avtomatismus annehmen, als die, welche den Thieren Verstand zuerkennen, einer irreligiösen Meynung beschuldigen. In der That behaupten sie, daß Gott, indem er uns an den Thieren scheinbare Empfindlichkeit, scheinbares Gedächtniß u. s. w. zeigt, uns ein bloß materielles und betrügliches Schauspiel vormache, das uns in einem beständigen Irrthume erhalte. Sie behaupten, daß Werke, die mit sichtbarer Weisheit geordnet, Handlungen, die offenbar zweckmäßig eingerichtet sind, ohne Verstand und bloß durch eine blinde Bewegung geschehen. Sie behaupten, daß es materielle Empfindungen, ein materielles Gedächtniß gebe u. s. w. Ich müßte mich sehr irren, oder diese Meynüngen sind in der Religion eben so wenig rechtgläubig, als in der Philosophie: doch bin ich weit entfernt, ihren Freunden ein Verbrechen daraus zu machen. Auch bey den besten Absichten und den größten Fähigkeiten ist es so leicht, sich von der Bahn der Wahrheit zu verirren, und auch die, welche sie verfehlen, haben schon deswegen ein Recht auf unsre Erkenntlichkeit, weil sie doch Wahrheit gesucht haben. Man müßte schlechterdings allen philoso-

phischen Untersuchungen entsagen, wenn man nicht das Recht haben sollte, sich zu irren. Alle Menschen haben ungezweifelt dieses Recht, und so haben sie auch das andre, das unmittelbar damit verknüpft ist, das Recht, Verzeihung zu fordern.

Siebenter Brief. *)

Ich habe im Journal des Savans (Monat Januar, 1765.) einige Anmerkungen über meine

*) Die vorhergehenden sechs Briefe erschienen anfangs einzeln in einem französischen Journal, und wurden erst nachher mit den zwey folgenden Briefen und den beyden Briefen über den Menschen in den Varietés litteraires T. III zusammengedruckt. Man wird sich also nicht wundern, wenn man mitten im Buche die Antwort auf eine Recension des Buches findet. Der Uebersetzer würde indessen diesen Brief und auch den folgenden, worinn der Verfasser sich so oft wiederholt, gerne weggelassen haben, wenn nicht in jenem die Antworten auf gewisse Einwürfe, und in diesem einige neu hinzugekommene Betrachtungen um Verschonung gebeten hätten. Wenigstens schienen diese Beantwortungen und Betrachtungen zur völligen Einsicht in das System des Verfassers nicht überflüßig zu seyn.

meine vorhergehenden Briefe gelesen. Ich würde nicht darauf antworten, wie scheinbar oder gründlich sie immer seyn möchten, wenn es bloß auf eine philosophische Frage ankäme, die ich an sich selbst für ziemlich gleichgültig halte. Allein es scheint, als wenn der Verfasser mein System in den Verdacht des Materialismus bringen will, und einen solchen Flecken möchte ich nun gerne, wo möglich, davon abwischen. Sogar habe ich Ursache zu fürchten, daß der Eifer meinen Gegner irre geführt, und daß seine Ideen den Materialismus weit mehr als die meinigen, obgleich sicher ohne seinen Vorsatz, begünstigen; ich halte es also für meine Pflicht, daß ich ihn zurückzubringen suche. Richtige Einsichten erlangt man nicht anders, als wenn man mit ruhiger und sanftmüthiger Wahrheitsliebe streitet; diese allein, unterstützt mit ein wenig Vernunft, will ich anwenden, um meinen Gegner zu überzeugen.

Es ist freylich wahr, ich gestehe den Thieren Empfindungs- und Erinnerungsvermögen mit allen den Folgen zu, die diese beyden Fähigkeiten haben müssen; aber ich bin so weit entfernt, durch diese Behauptung den Materialismus einführen zu wollen, daß es mir vielmehr ganz unbegreiflich scheint, wie die Materie des geringsten Grades von Empfindung fä-

hig seyn könne. Das Empfindungsvermögen widerstreitet allen meinen Ideen, die ich von der materiellen Substanz habe, und ich unterschreibe von ganzem Herzen die Gründe, wodurch man die Nothwendigkeit, daß ein empfindendes und seine Empfindungen vergleichendes Wesen einfach und unzertrennlich seyn müsse, bewiesen hat. Wenn mein Gegner den Thieren das Vermögen zu empfinden zugesteht, und sie gleichwohl für bloß materielle Wesen ansieht, so ist Ers ohne Zweifel, und nicht ich, der sich zum Materialismus neigt. Dennoch beschuldige ich ihn keiner Absichten gegen die Wahrheit; ja wenn auch seine Grundsätze durch die unmittelbarsten Folgen zum Materialismus führten, so würde ich ihn nichts destoweniger von dieser Meynung freysprechen, so lange er sich selbst davon freyspräche. Allein ich muß doch einige einzelne Einwürfe durchgehn und zu beantworten suchen.

Herr von Büffon, sagt mein Gegner, hat die Art von Gedächtniß, welche die Thiere haben, vollkommen wohl erklärt; er hat gründlich bewiesen, daß sie nicht auf ihre Wirkungen zurückwirken.

Ich erinnere mich nicht, was Herr von Büffon eigentlich über diesen Punkt gesagt hat: daß er etwas sehr Gutes gesagt, daran kann

ich nicht zweifeln. Allein ich habe hier bloß mit meinem Gegner zu thun, und ich frage ihn: Was denn das für eine Art von Gedächtniß sey, die er den Thieren beylegt? und ob er denn zwey Arten desselben kenne? Ich meines Orts habe bis hieher immer geglaubt, daß es nur eine gebe, die in der Erinnerung der ehemals gehabten Empfindungen bestünde: und giebt es denn nun noch eine andre Art, die in dem Vergessen dieser Empfindungen besteht? Was das Vermögen betrifft, auf seine Wirkung zurückzuwirken; so weiß ich nicht, ob man der bey den Thieren so gewöhnlichen Erscheinung einen andern Namen geben könne, da sie dem gegenwärtigen Eindrucke des dringendsten Hungers wegen der schlimmen Folgen widerstehen, die sie schon sonst in gleichen oder ähnlichen Umständen erfahren haben. Ich denke, das heiße doch wohl auf seine Wirkung zurückwirken, wenn man durch die Erinnerung ehemals erfahrner übler Folgen einer gegenwärtigen heftigen Begierde das Gleichgewicht hält, und erst nach einer merklichlangen Unentschlossenheit sich auf diejenige Seite neigt, wo der stärkste Bewegungsgrund ist? Das heiße doch wohl auf seine Wirkung zurückwirken, wenn man auf die Erfahrung Acht giebt, und ihr zufolge nach einem regel-

mäßigen

mäßigen Plan verfährt, der offenbar das Resultat verglichner Erfahrungen ist? Nun aber ist gewiß, daß die Thiere alles dieses thun: und ist man nur über diese Facta mit mir einig, wie das jeder nur etwas aufmerksame Beobachter seyn muß, so mögen übrigens die Thiere auf ihre Wirkungen zurückwirken oder nicht zurückwirken; denn was ist mir an dem Worte gelegen, womit man sich ausdrückt?

Zu welchem Endzwecke, sagt mein Gegner weiter, sollte der Urheber der Natur den Thieren die Perfektibilität verliehen haben, wenn diese Fähigkeit ihnen beständig unnütz bliebe? — Man schließe ohne Bedenken: Das Vermögen sich zu vervollkommen bleibt den Thieren beständig unnütz; folglich haben sie keines.

Ich frage in eben dem Tone: Zu welchem Endzwecke sollte der Urheber der Natur den Huronen oder einem andern ähnlichen Volke, das seit Jahrhunderten immer in einerley Zustande von Dummheit lebt, die Perfektibilität verliehen haben? eine Fähigkeit, die ihnen beständig unnütz bleibt? Man schließe ohne Bedenken: Die Perfektibilität ist ihnen unnütz; folglich haben sie keine. — So oft wir Menschen mit unsrer schwachen Vernunft ausmachen wollen, was der Urheber der Welt thun

oder nicht thun soll; so laufen wir allemal Gefahr, etwas Ungereimtes zu schließen. Wir können seine Werke beobachten und bewundern; aber sie meistern und in seine Absichten eindringen zu wollen, ist mehr als Verwägenheit. Und habe ich denn die geringste Gleichheit zwischen dem Menschen und den Thieren behaupten wollen? Ich weiß nur allzuwohl, daß der Mensch über die Stufenverhältnisse, die Gott zwischen seinen verschiedenen Werken mag festgesetzt haben, und über den ganzen Entwurf seiner Schöpfung nicht richten kann. Ich habe den Verstand der Thiere ganz unabhängig von dem unsrigen betrachtet; ich habe mich bemüht, in ihren Handlungen ihre Absichten zu lesen; ich habe diese Absichten darinn gefunden; aber ich bin bloß bey ihnen stehen geblieben, ohne daraus die geringste Folge in Absicht auf den Menschen zu ziehen. Sollte denn der Mensch sich herabsetzen, wenn er die Fähigkeiten solcher Wesen zu erkennen suchte, die geringer als er sind? oder sollte ihm das, was er mit ihnen gemein hat, nur das mindeste von seinen Vorzügen rauben? Vielmehr würde er sich dann herabsetzen, wenn er sich die Vorzüge, deren diese untergeordnete Wesen genießen, mit Fleiß verbergen wollte. Kann irgend etwas wahrhaftig erniedrigen; so ist es

die kindische Furcht, die das, was doch ist, nicht sehen will, und die uns wünschen läßt, daß es anders wäre, als wie es ist. Der Mensch wird den Platz, den ihm Gott in der großen Rangordnung seiner Werke angewiesen, nach wie vor behalten; er darf sich nicht fürchten, in den Thieren die Eigenschaften zu erkennen, die sie wirklich mit ihm gemein haben. Doch damit ich zur Hauptsache komme: die Frage von der Perfektibilität der Thiere läuft auf eine andre ganz einfältige Frage hinaus. Können Wesen, die empfinden und sich erinnern, nicht immer noch mehr Empfindungen bis auf eine unbestimmliche Anzahl erhalten, welche das Gedächtniß aufbewahren und den schon vorräthigen Kenntnissen beygesellen kann? Wenn dieses ist, und ich glaube, man wird es nicht läugnen können, so haben wir ja schon eine Perfektibilität der einzelnen Thiere. Wenn dann noch ferner diese einzelnen Thiere ihre erlangten Kenntnisse einander mittheilen können, so kömmt ja da die Perfektibilität der ganzen Gattungen heraus. Nun habe ich aber aus der Erfahrung bewiesen, daß die Thiere unmöglich das, was sie wirklich verrichten, verrichten könnten, wenn es ihnen an einem Mittel, sich einander zu verständigen, ja sogar, wenn es ihnen an einer artikulirten Sprache fehl-

te. Ich habe überdem gezeigt, daß ganze Thiergattungen wirklich in gewissen Gegenden mehr Einsichten und Scharfsinn erhalten, wenn sie durch die Umstände zu einer größern Aufmerksamkeit und Vorsicht genöthigt werden. Fragt man mich nach dem allen, warum sich denn die Thiere dieser Gabe der Perfektibilität nicht weiter bedienen; warum sie nicht ihren Verstand noch durch andre Kenntnisse zu bereichern suchen; warum sie sonst keine als physische Bedürfnisse haben u. s. w. so ist die Antwort in Bereitschaft, daß ichs nicht weiß, und daß es auch mir nicht zukömmt, es zu wissen. Es hat dem Allmächtigen gefallen, Thieren ohne Zahl organische Körper und Leben zu geben; einige hat er bestimmt, sich von Pflanzen zu nähren und hat ihre ganze Wissenschaft auf einige wenige ganz einfache Facta eingeschränkt; andere hat er zu fleischfressenden Thieren gemacht, die, gleich fertig zum Angriff und zur Vertheidigung, einen fliehenden Raub verfolgen und selbst gegen Verfolgungen auf ihrer Hut seyn müssen; er hat sie so in der Welt gestellt, sie mit so viel Hindernissen und Gefahren in Kampf gebracht, daß ihr ganzes Betragen eine unendliche Mannichfaltigkeit dadurch gewinnen und ihre Aufmerksamkeit in hohem Grade geschäfftig seyn muß: und eben so hat er gewollt, daß

in

in jeder Gattung vor sich betrachtet, durch mehrere hinzukommende Bedürfnisse auch die Summe des Verstandes sollte vermehrt werden. Was fragt man nun mich, warum die Thiere keine schönen Gemälde oder keine Werke der Metaphysik haben? Vermuthlich hat Gott nur das, was sie thun, von ihnen gethan haben wollen; mehr als dieß kömmt uns Menschen nicht zu, davon zu wissen.

Meines Erachtens, fährt mein Gegner fort, verliert der Verstand der Thiere weit weniger bey dem Mangel der Perfektibilität, als bey der gar zu großen Sicherheit und Geschwindigkeit des vorgeblichen Genies, das sie alles in einem Augenblicke lehren soll, was sie nöthig haben. Sie lernen zu schnell, oder vielmehr sie wissen zu schnell, ehe sie noch gelernet haben u. s. w.

Daß die Thiere alles, was ihnen nöthig ist, in einem Augenblicke lernen; das kann man unmöglich behaupten, wenn man Acht auf sie hat. Man wird sehr deutlich ihre anfängliche Unerfahrenheit, ihr Herumtappen, ihre Fehltritte und ihren Fortgang gewahr. Aber, sagt man, sie lernen doch das ihrige eher, als wir das unsrige. Und mußte denn nicht Gott, der in allem die Mittel nach dem Endzwecke abmißt; mußte er denn diese größere Geschwindigkeit

Wesen, die sich selbst so bald überlassen sind und deren Leben nur so kurze Zeit währt, nicht nothwendig zugestehn? Das Insekt, das nur einen Tag lebt, unterrichtet sich von dem, was zu seiner Erhaltung nöthig ist, ohne Zweifel noch weit geschwinder, als die Thiere, die schon einige Jahre leben.

Mein Gegner fährt fort: **Ich habe nie recht begreifen können, was das für ein wesentlicher Unterschied seyn soll, den man sich zwischen Ideen des einen, und zwischen Ideen eines andern Sinnes macht. — Die Sinne verschaffen nicht die Ideen; sie machen nur, daß wir sie gewahr werden können; sie geben ihnen gleichsam nur die Farbe, den Aufputz.**

Es scheint mir gleichwohl nicht so unbegreiflich, daß ein Wesen, welches nur den einzigen Sinn des Geruchs hätte, auch keine weitern Ideen als bloß von den verschiednen Gerüchen haben würde; daß der, der nur den einzigen Sinn des Gefühls hätte, keine weitern Ideen, als bloß von der Härte und Weiche der Körper, von ihrer Form u. s. w. haben würde, und daß diese Ideen wesentlich von einander verschieden seyn würden. Die Idee eines harten Körpers und die Idee irgend eines Geruchs scheinen mir doch nicht die mindeste wesentliche

Aehnlichkeit zu haben. Auch finde ich an ihnen, ob wir sie gleich ganz allein den Sinnen verdanken, die größte Simplicität, und wüßte nicht, was ich unter dem Worte Aufputz bey ihnen verstehen sollte. Man hat schon vor meinem Gegner gesagt, daß fünf Personen, deren jede einen verschiednen Sinn hätte, sich alle fünf über geometrische Wahrheiten würden verständigen können. Das kann seyn, und ich glaube es. Aber ich begreife durchaus nicht, wie sie sich auch über andre Gegenstände sollten verständigen, wie sie eine der andern die Resultate einer Empfindung sollten beybringen können, wovon sie nicht die mindeste Vorstellung hätten.

Es wird nicht leicht, sagt mein Gegner, ein Bauer seyn, der nicht auf seine Art ein ziemlich guter Metaphysiker wäre. Jeder macht sich doch seine Abstraktionen, generalisirt sich doch seine Ideen u. s. w.

Nach diesem Einwurfe scheint es, als wenn mein Gegner das Vermögen zu abstrahiren für ein ausschließendes Vorrecht der menschlichen Gattung hielte. Aber wenn er bey seinem wirklichen Scharfsinne nur etwas weiter hätte nachdenken wollen, so würde er in diesem Vermögen nichts als ein Hülfsmittel gesehen haben,

das

das dem schwachen Verstande unvollkommner Wesen verliehen worden. Die Thiere sind dieses Vermögens eben so wohl als wir bedürftig, und besitzen es auch eben so ungezweifelt. Wenn ein Hund, der seinen Herrn sucht, einen Haufen Leute gewahr wird, so läuft er sogleich, kraft einer abstrakten allgemeinen Idee, die ihm Aehnlichkeiten zwischen seinem Herrn und ihnen zeigt, auf sie zu. Alsdann durchläuft er nach einander mehrere weniger allgemeine aber noch immer abstrakte Empfindungen, bis er endlich von der individuellen Empfindung dessen gerührt wird, den er gesucht hat. Ich führe nicht noch mehr dergleichen Handlungen an, die ein Abstraktionsvermögen bey den Thieren voraussetzen, weil sie gar zu gemein sind, und weil sich ein jeder, mit der geringsten Mühe, einer großen Menge von Beyspielen muß erinnern können. Nur der höchste Verstand allein ist ohne alle abstrakte Ideen, weil er das Ganze und die Theile mit einem einzigen Blicke durchdringt, und immer alles, was ist, in dem allerdeutlichsten Lichte vor sich hat.

Können nicht die Affen ungefähr eben so, wie die Menschen, einander helfen? Alle Thiere von einerley Gattung können einander gegenseitige Dienste leisten.

Ich bitte meinen Gegner, die Affen hier aus dem Spiele zu lassen; denn ich kenne ihre Sitten nicht. Ich selbst habe keine in eine freye Gesellschaft vereinigt gesehn, und was ich in Reisebeschreibungen von ihnen gelesen, hat mir auch nicht viel Licht gegeben. Aber in der That möchte ich gerne hören, worinn denn die fruchtfressenden Thiere einander so große Dienste thun könnten? und welche Dienste die fleischfressenden einander nicht thäten, wenn sie ihr Interesse dazu aufforderte, und sie geschickt dazu wären? Doch wir wollen hier gar nicht wissen, warum die Thiere dieses oder jenes nicht thun? Wir wollen wissen, wie sie das thun können, was sie alle Tage vor unsern Augen thun? Die Anhänger des Avtomatismus werden nie, auch nicht die allergemeinste Erscheinung des Thierreiches, erklären können.

Wenn die Thiere so frey handelten, sagt mein Gegner, wie der Verfasser sie handeln läßt; warum sollten denn die Adler nicht auch auf die Menschenjagd gehen? Könnten sie uns nicht dadurch tödten, daß sie hoch aus der Luft die ungeheuren Lasten, die sie zu heben im Stande sind, auf uns herabfallen ließen?

Ein guter Rath, den die Adler sich merken mögen! Ich glaube wahrlich, sie sind noch nie

darauf

darauf gefallen; es müßte denn etwa der gewesen seyn, der dem Dichter Simonides seinen kahlen Kopf mit einer Schildkröte zerschmetterte. Das war nun freylich ein ganzer Adler! Aber die übrigen, denke ich, ob sie gleich ungeheure Lasten heben können, werden wohl bey der alten Gewohnheit bleiben, und fein mit Lämmern und Hasen vorlieb nehmen. Wozu auch der künstliche Umweg einer aufgehobenen und heruntergeworfenen Last, wenn der nähere Weg des geraden Herabschießens auf einen kleinern Raub gleich gut zum Ziel führt? —

Kann man denn, sagt mein Gegner, im Ernst behaupten, daß die Thiere nur aus Mangel der erforderlichen Künste sich nicht vervollkommten?

Freylich wäre eine solche Behauptung sehr abgeschmackt; aber ich bin sehr sicher, daß ich nirgends dergleichen gesagt habe. Man weiß, daß der Verstand die Künste erfindet und die Hände sie ausführen; aber man weiß auch, daß man Dinge nicht zu erfinden pflegt, wenn man zu ihrer Ausführung ganz und gar kein Mittel hat. Hätten die Menschen keine Hände gehabt; so würden sie mit allem ihrem Verstande auch keine Künste erfunden haben. Da aber nun einmal Künste erfunden sind, so erweitern sie auch wieder an ihrer Seite die Sphäre

des Verstandes, indem sie die Gegenstände seiner Kenntnisse vervielfältigen. Der fehlerhafte Zirkel, den mein Gegner hier wahrzunehmen glaubt, findet in der Behauptung nur statt, wie Er sie vorträgt, aber nicht, wie Ich sie vortrage. Uebrigens ist es falsch, einem Wesen sogleich den Verstand abzusprechen, weil es einige Mittel zur Ausführung hat und doch nicht ausführt. Giebt es nicht ganze Völker, die zu allen unsern Künsten Verstand und Hände, und doch von keiner einen Begriff haben?

Es ist sehr falsch, daß die Künste den Menschen über die Thiere sollten erhoben haben, in dem Verstande nämlich, worinn es ein Einwurf gegen den Vorzug des Menschen wird.

Ich berufe mich hier zu meiner Vertheidigung auf die eigne Gerechtigkeit meines Gegners. Ich habe nirgends gesagt, daß der Mensch seine Ueberlegenheit über die Thiere nur den Künsten zu danken hätte; ich bin sehr weit entfernt, dergleichen anzunehmen, und noch weiter entfernt, aus dem Grade von Verstande, den ich deutlich bey den Thieren wahrnehme, etwas nachtheiliges für den Menschen zu schließen. Ich habe gesagt, und ich glaube davon gewiß zu seyn, daß bey manchem Men-

schen die gegenwärtige Summe seiner erlangten Ideen und Kenntnisse geringer sey, als die Summe der Ideen und Kenntnisse bey manchem Fuchse, dessen kluge Anstalt ich beobachtet habe. Aber nie ist es mir eingefallen, hieraus zu schließen, daß nicht jeder Mensch, vermöge seiner natürlichen Fähigkeit auch den klügsten und geschicktesten Fuchs sollte übertreffen können.

Die abstrakten Wissenschaften machen überhaupt einen guten Theil von dem großen Haufen der Nation dümmer und unvernünftiger.

Mein Gegner glaubt hier noch weiter, als Rousseau zu gehn. Dieser sagt bloß, daß die Wissenschaften, indem sie uns aufklären, zugleich uns boshafter machen; daß es Waffen sind, die man Rasenden in die Hand gegeben. Wenn sie uns aber **dümmer** machen, so haben sie einen moralischen Nutzen, den Rousseau ohne Zweifel übersehen hatte, und der seinen Zorn gegen sie müßte gemäßiget haben. Man sieht hier, wie das menschliche Geschlecht sich immer vervollkommt, wie immer eine Entdeckung der andern folgt! Zwar, wenn die rousseauische Behauptung paradox schien, so könnte auch diese wohl einige Zweifel erregen; allein es würde doch immer ein sehr schöner Beweis seyn,

wenn man die Wissenschaften als Ursachen unsrer Dummheit vorstellte!

Die Empfindlichkeit des Herzens, sagt mein Gegner weiter, diese so schätzbare Folge des Verstandes; zeigt sie sich wohl unter den Thieren mit einiger Stärke gegen die andern Thiere ihrer Gattung?

Sie zeigt sich mit der größten Stärke unter allen den Gattungen, die zusammen leben, und denen es nur nicht an Mitteln zur Hülfsleistung fehlt. Wer daran zweifelt, der mag nur in einem Gehölze, wo mehr Schweine auf der Mast sind, ein einzigs zum Schreyen bringen. Die starken und bewaffneten Gattungen vertheidigen alles, was zu ihrer Gesellschaft gehört, voll Wuth; die schwächern geben einander Nachrichten von der Gefahr: die, welche nur in Familienverbindung leben, schränken auf diese ihre ganze Theilnehmung ein, und sind oft gegen andere Thiere ihrer Gattung, die in keiner weitern Gemeinschaft mit ihnen stehen, völlig gleichgültig.

Die Organisation, will mein Gegner, müßte, nach einem bekannten Gesetze der Natur, durch unmerkliche Schattirungen oder Stufenfolgen fortgehn. — Es müßte also Thiere geben, die beynahe so gut organisirt wären, wie wir; andere,

die

die vielleicht weit besser organisirt wären u. s. w.

Ich begnüge mich damit, zu sehen, was ist, und mache mir keine Sorgen um das, was wohl seyn müßte. Eines der größten Hindernisse, die sich dem Wachsthume der Wissenschaften entgegensetzen, ist das ewige Fortschliessen aus angenommenen Grundsätzen. In der That ist es sonderbar, daß wir, mit unsern so eingeschränkten Kenntnissen, die Gesetze der Natur bestimmen wollen. Wer hat uns denn gesagt, daß die Organisation immer durch unmerkliche Uebergänge fortschreiten müsse? Wenn es nicht wirklich so ist; warum muß es so seyn? Analogien sind nur gut zu Vermuthungen, wo Facta fehlen; aber alle Analogien in der Welt sind nicht ein einziges wohl beobachtetes Factum werth. Wenn Gott einige seiner Werke in einen größern oder geringern Abstand von den übrigen hat bringen wollen, oder nicht hat bringen wollen, so ist das nicht meine Sache. Ich begnüge mich, alles, was er zu seiner Ehre gemacht hat, zu bewundern, und ihm für das, was er besonders zu meinem Besten gemacht hat, zu danken.

Diese wenigen Anmerkungen habe ich den Anmerkungen meines Beurtheilers entgegensetzen wollen. Wenn er geglaubt hat, daß meine

Gedanken den Materialismus begünstigen könnten; so muß ich ihm verbunden seyn, daß er mir Gelegenheit gegeben, mich zu erklären, und dem schädlichen Eindrucke, den meine Briefe vielleicht auch bey andern hätten machen können, zuvorzukommen.

Achter Brief.

Nichts ist unter den Menschen, und selbst unter den Philosophen gewöhnlicher, als in Ausdrücken zu reden, mit denen sie keinen recht bestimmten Sinn verknüpfen, und diese Ausdrücke doch so zu gebrauchen, als wenn sie vollkommen bestimmt wären. Aus diesem Mißbrauche sind Streitigkeiten ohne Ende entstanden, die man sich alle hätte ersparen können, wenn man sich vorher über den Sinn der Wörter mit etwas Sorgfalt erklärt hätte. Das Wort Instinkt scheint mir eins von denen zu seyn, die man am meisten gemißbraucht, und am öftersten, ohne etwas dabey zu denken, ausgesprochen hat. Zwar sucht alle Welt damit das Principium der thierischen Handlungen anzuzeigen, aber die Natur und den Umfang dieses Principiums bestimmt sich ein jeder nach seinem Willkühr. Ueber das Wort ist man einig; aber zwischen den Ideen, die man damit

mit verknüpft, findet sich die wesentlichste Verschiedenheit. Aristoteles und die Peripatetiker gaben den Thieren eine sinnliche Seele, die aber auf Empfindung und Gedächtniß eingeschränkt und alles Vermögens zum Nachdenken, Vergleichen u. s. w. beraubt wäre. Andere sind viel weiter gegangen, und Laktanz sagt sogar, daß die Thiere, bloß die Religion ausgenommen, alle Vorzüge des menschlichen Geschlechts mit ihm theilten.

Dagegen kennt auch alle Welt die berühmte Hypothese des Cartesius, die aber weder sein eigener großer Namen, noch das Ansehen einiger seiner Schüler hat erhalten können. Die Gleichförmigkeit, welche Thiere von einerley Gattung in ihren Wirkungen zeigen, hat diese Philosophen hintergangen, und auf die Idee des Avtomatismus gebracht; allein diese Gleichförmigkeit ist nur scheinbar, und verschwindet endlich ganz, wenn das Auge durch eine längre und sorgfältige Beobachtung mehr geübt wird. Für einen aufmerksamen Jäger giebt es keine zwey Füchse von gleicher Verschlagenheit, und keine zwey Wölfe von gleicher Gefräßigkeit.

Nach dem Cartesius haben einige Gottesgelehrten der Religion einen Dienst zu leisten geglaubt, wenn sie die Meynung von dem blos-

sen Mechanismus der Thiere vertheidigten. Sie haben nicht eingesehen, daß die Thiere, ohnerachtet der Fähigkeiten, die sie mit dem Menschen gemein haben, sich noch immer in einem unendlichen Abstande von ihm befinden können: So wie der Mensch selbst noch weit vom Engel entfernt ist, ob er gleich eine Freyheit und eine Unsterblichkeit mit ihm theilt, die ihm gleichen Zutritt zum Throne Gottes verschaffen.

Wenn wir die Anatomie des Menschen und der Thiere vergleichen, so finden wir bey den letztern Werkzeuge, die den unsrigen ähnlich und und zu eben den Verrichtungen in der thierischen Oekonomie, wie die unsrigen, bestimmt sind. Ueberdem zeigen uns ihre Handlungen deutlich, daß sie ein Vermögen zu empfinden haben, oder welches einerley sagt, daß sie eben das erfahren, was wir auch erfahren, wenn unsre sinnlichen Werkzeuge durch den Eindruck äußrer Gegenstände erschüttert werden. Zweifeln, ob die Thiere dieß Vermögen besitzen, heißt zugleich zweifeln, ob es unsre Mitmenschen besitzen; denn wir werden bey den letztern durch keine andere Zeichen, als bey den erstern, davon gewiß.

Wer es läugnet, daß das Geschrey der Thiere ein Ausdruck ihres Schmerzes sey, wer in die sichtbaren Zeichen, die sie von ihrer Freude, ihrer Ungeduld, ihrem Verlangen geben, keine

keine dieser innern Bewegungen erkennen will, der verdient keine Antwort. Aber es ist nicht allein gewiß, daß die Thiere empfinden; es ist eben so ausgemacht, daß sie sich auch erinnern. Ohne Gedächtniß würde alles Abrichten der Thiere unmöglich werden; keine Peitsche würde den Hund zum Gehorsam bringen. Der Gebrauch des Gedächtnisses macht, daß die Thiere eine ehemals gehabte Empfindung mit einer gegenwärtigen vergleichen; aber alle Vergleichung zwischen zwey Gegenständen bringet nothwendig ein Urtheil hervor: mithin urtheilen die Thiere. Die Erinnerung der vormaligen Schläge hält bey dem Hünerhunde der gegenwärtigen Begierde, einem aufspringenden Hasen nachzusetzen, das Gleichgewicht; er stellt nämlich zwischen den beyden Empfindungen des Schmerzes und des Vergnügens eine Vergleichung an, und aus dieser ergiebt sich das Urtheil, wornach er seine Handlung einrichtet. Oft wird er von der lebhaften Empfindung des Vergnügens hingerissen; aber wenn durch den wiederholten Eindruck der Schläge die Erinnerung des Schmerzes lebhafter geworden, so verliert nachher das Vergnügen bey der Vergleichung: er denkt über das Geschehene nach, und verknüpft in seinem Gedächtnisse mittelst der Ueberlegung die Idee eines Hasen mit der

Idee der Peitsche. Zuletzt wird diese Idee so mächtig, daß der Hund, sobald er nur einen Hasen erblickt, den Schwanz hängen läßt, und zu seinem Herrn läuft.

Die Gewohnheit, einerley Urtheile zu fällen, führt am Ende diese Urtheile mit einer solchen Geschwindigkeit herbey, und giebt ihnen dadurch ein so natürliches Ansehen, daß man darüber sehr leicht ihre Quelle, die Ueberlegung, verkennen kann. Erfahrung und Ueberlegung haben das Wiesel zuerst gelehrt, das Verhältniß zwischen der Größe seines Körpers und der Weite der Oeffnung, wo es hindurch will, mit Sicherheit zu schätzen; ist aber einmal diese Idee festgesetzt, so wird sie durch die öftere Wiederholung der Handlungen, die sie veranlaßt, zur Fertigkeit, und erspart dem Thiere in Zukunft alle fruchtlosen Versuche. Doch dieß sind nur einfache Verhältnißideen; die Ueberlegung verschafft den Thieren noch entferntere und verwickeltere, die sie von einer Menge verderblicher Fehltritte zurückzuhalten dienen. Ein alter Wolf wird durch den Geruch einer Lockspeise herbeygezogen; aber indem er sich ihr nähern will, entdeckt ihm sein Geruch, daß sich in dieser Gegend ein Mensch aufgehalten; die Idee des Menschen läßt ihn auf Gefahr und Nachstellungen schließen; er wird also zweifelhaft, und

geht

geht oft mehrere Nächte hinter einander herum; die Begierde treibt ihn von neuem zu der Lockspeise hin; und die Furcht vor der Gefahr treibt ihn wieder zurück. Hat der Jäger nicht alle gewöhnliche Vorsicht gebraucht, das Fangeisen zu verbergen und bekömmt der Wolf die geringste Witterung davon, so ist die ganze Anstalt vergebens, und man kann nur gleich alle Hoffnung aufgeben; denn der Wolf kömmt nicht wieder.

Diese nach und nach durch Empfindung und Nachdenken erworbenen und durch Einbildungskraft und Gedächtniß in ihrer Ordnung wieder zurückgeführten Ideen bilden das System von den Kenntnissen eines Thieres, und geben ihm alle seine Fertigkeiten. Was aber die nöthigen Facta so tief in sein Gedächtniß drückt, ist die Aufmerksamkeit, und was seine Aufmerksamkeit so wach erhält, ist das Dringende seiner Bedürfnisse. Hieraus muß folgen, daß diejenigen Thiere, deren Bedürfnisse dringender sind, mehr Kenntnisse als die übrigen erwerben müssen: und in der That bemerkt man beym ersten Anblick, daß die Lebhaftigkeit der Bedürfnisse für jede Gattung das Maaß des Verstandes bestimmt und daß die Umstände, die jedem einzelnen Thiere seine Bedürfnisse mehr oder weniger dringend machen, auch dem System seiner Kenntnisse mehr oder weniger Umfang geben.

Den

Den fruchtfressenden Thieren hat die Natur eine Nahrung angewiesen, die sie sich leicht ohne Geschicklichkeit und ohne Nachdenken erwerben; sie finden ohne Mühe den Anger, der ihnen Weide, oder die Eiche, die ihnen Mastung giebt. Von dieser Seite also schränkt sich ihre Kenntniß auf die Erinnerung eines einzigen Factums ein; auch scheint ihr Betragen, in dieser Absicht, ohne alle Ueberlegung und beynahe maschinenmäßig. Aber ganz anders verhält es sich mit den fleischfressendenden Thieren. Da diese eine fliehende Beute verfolgen müssen, so werden ihre Fähigkeiten, auf Antrieb des Bedürfnisses, in einer beständigen Bewegung erhalten; alle die Mittel, wodurch ihnen ihr Raub zuweilen entwischt ist, stellen sich häufig ihrer Einbildungskraft wieder dar. Aus der Ueberlegung, die sie über diese Facta anzustellen genöthiget sind, entstehen listige Kunstgriffe und Vorsichtigkeitsregeln, die sich gleichfalls ihrem Gedächtnisse eindrücken, sich zu Grundsätzen ausbilden und durch öftere Wiederholung zur Fertigkeit werden. Die Mannichfaltigkeit und Erfindung dieser Ideen setzen oft auch den in Erstaunen, der sonst mit diesen Gegenständen am vertrautesten bekannt ist. Ein Wolf weiß aus Erfahrung, daß ihm der Wind die Aus-

dünstun-

dünstungen der Thiere entgegen führt; er streicht also immer mit der Nase gegen den Wind; ja er lernt sogar durch das nämliche sinnliche Werkzeug unterscheiden, ob das Thier entfernt oder nahe ist, ob es flieht oder liegt. Sobald er davon Gewißheit hat, richtet er seine Maßregeln darnach ein, schleicht entweder mit leisen Schritten hinzu, um es zu überfallen, oder verdoppelt seine Geschwindigkeit, um es einzuholen. Er trifft auf seinem Laufe Feldmäuse, Frösche und andere kleine Thiere an, die ihm tausendmal haben zur Nahrung dienen müssen; aber so groß auch schon sein Hunger ist, so läßt er doch diese gegenwärtige und so leicht zu erlangende Nahrung fahren, weil er weiß, daß das Fleisch eines Hirsches oder Damhirsches eine weit reichlichere und schmackhaftere Mahlzeit seyn wird. Auf solche Art wendet der Wolf alles an, was sich von der Stärke und List eines einsam lebenden Thiers nur immer erwarten läßt: wenn aber die Liebe ihn mit der Wölfinn in Gesellschaft bringt, so bedienen sich nun beyde gemeinschaftlich der Vortheile ihrer Vereinigung, und wenden auf ihrer Jagd neue Kunstgriffe an. Sie wissen aus wiederholten Erfahrungen, wo sich das Rothwild gemeiniglich aufhält, und was für einen Weg es auf der Flucht zu nehmen pflegt. Sie wissen auch,

wie nützlich ein Hinterhalt zu desto geschwindderer Erlegung eines bereits ermüdeten Thiers ist. Nach diesen schon bekannten Factis schliessen sie von dem Gewöhnlichen aufs Wahrscheinliche, und theilen sich dem zufolge in ihre Verrichtungen. Der Wolf treibt das Thier auf; die Wölfinn, als die schwächste, erwartet es an einem engen Passe, um es da, wenn es schon außer Odem ist, mit größerm Vortheil wieder anzufallen. Man erkennt dieses alles ganz leicht an den Fußtapfen, die diese Thiere auf dem Schnee oder dem weichen Boden zurücklassen; man darf nur einige Erfahrung haben, um die ganze Geschichte ihrer Gedanken darinn zu lesen.

Der Fuchs, ein weit schwächeres Thier als der Wolf, muß schon zur Erhaschung seines Raubes weit mannichfaltigere Mittel anwenden. Er hat so viel Maaßregeln zu nehmen, so viel Gefahren auszuweichen, daß sein Gedächtniß dadurch nothwendig mit einer großen Menge von Factis angefüllt wird, die seinem Instinkte einen großen Umfang geben. Die größern Thiere, deren ein einziges ihm Unterhalt auf mehrere Tage geben würde, kann er nicht zwingen, und an hinlänglicher Geschwindigkeit, die den Mangel der Stärke ersetzen könnte, fehlt es ihm auch: seine natürlichen

Hülfs-

Hülfsmittel sind also List, Geduld und Behendigkeit. Er hat immer, wie der Wolf, seinen Geruch zum Wegweiser. Der treue Bericht, den ihm dieser wohlgeübte Sinn giebt, unterrichtet ihn beydes von dem, was er sucht, und von dem, was er meiden muß. Untüchtig zur eigentlichen Jagd, schleicht er gemeiniglich stillschweigend zu einem ausgespürten Rebhune hinan, oder lauret heimlich an einem Orte auf, wo etwa ein Hase oder ein Caninchen vorbey muß. In der Nothwendigkeit, andre zu überfallen, und zugleich in der beständigen Furcht, selbst überfallen zu werden, ist sein Gang beständig vorsichtig und schüchtern; er tritt so leise und behutsam auf, daß kaum eine Spur davon zurückbleibt. In Gegenden, wo ihm Ebnen und Wälder reichliches Wildpret anbieten, hält er sich von den Menschen entfernt; er kömmt ihren Wohnungen nicht eher nahe, als bis er von seinem Bedürfniß darzu getrieben wird; dann aber verdoppelt er auch, weil er die Gefahr wohl einsieht, seine gewöhnliche Vorsichtigkeit. Er weiß, daß die Hüner gut sind, allein er weiß auch, daß die Hunde und die ihm gelegten Fallstricke gefährlich sind. Mit dieser zwiefachen Erinnrung also schleicht er, unter Begünstigung der Nacht, längs Hecken und Zäunen hin, und nachdem alsdann die vorkom-

menden Umstände der einen oder der andern Erinnerung mehr Lebhaftigkeit geben, wird sein Gang entweder schüchterner oder dreister. Fängt die Nacht erst an, so weiß er schon vorher, daß noch Zeit übrig ist, und steht also gleich auf das entfernte Bellen eines Hundes stille, weil ihm alle Gefahren, die er schon ehemals ausgestanden, von neuem ins Gedächtniß kommen. Ist aber der Tag nicht mehr weit, so giebt diese gar zu ängstliche Furcht der Lebhaftigkeit seines Hungers nach; er faßt aus dringender Noth ein Herz; ja er eilt sogar, sich in die Gefahr zu begeben, ehe sie bey anbrechenden Tage noch größer wird.

Man sieht, wie die gemeinsten Handlungen der Thiere, ihre alltäglichsten Maaßregeln, alle die Operationen voraussetzen, die wir ihnen beygelegt haben; Wiedererinnerung der ehemals gehabten Empfindungen, Nachdenken darüber, Vergleichung zwischen einem gegenwärtigen anlockenden Gegenstande und einer verborgnen abschreckenden Gefahr, Beurtheilung der Aehnlichkeit und Verschiedenheit der Umstände, Wahl und Entschluß. Was soll man also unter Instinkt verstehen? Alle diese so mannichfaltigen Wirkungen, welche die Neigung zum Vergnügen und die Furcht vor dem Schmerz bey den Thieren hervorbringt? Alle die Folgerungen und allgemeinen Erfahrungs-

rungssätze, die sie aus den besondern in ihrem Gedächtniß aufbehaltenen Factis gezogen haben? Alle die Handlungen, die sie nach Maaßgabe derselben vornehmen? Das ganze System von Kenntnissen, das noch immer durch hinzukommende Erfahrung vermehrt und durch tägliche Ueberlegung und Anwendung habituell wird? Unmöglich kann man dieses alles unter dem Worte: Instinkt begreifen, oder es wird am Ende mit dem Worte: Verstand völlig gleichbedeutend.

Nur das lebhafte Bedürfniß, ich wiederhole es, drückt dem Gedächtniß der Thiere starke und interessante Empfindungen ein, deren Verbindung das System seiner Kenntnisse ausmacht. Aus dieser Ursache zeigen auch die fleischfressenden Thiere, in Absicht auf ihre Ernährung, weit mehr Geschicklichkeit, als die fruchtfressenden; allein man jage die letztern nur oft, so erlangen sie, in Absicht auf ihre Vertheidigung, eine ausgebreitete Kenntniß von Factis und eine Fertigkeit im Gebrauch allgemeiner Erfahrungsregeln, die sie den fleischfressenden Thieren gleich macht. Unter allen Thieren, die von Pflanzen leben, scheint vielleicht keines so einfältig zu seyn, als der Hase. Die Natur hat ihm nur sehr blöde Augen und einen ziemlich stumpfen Geruch verliehen; bloß

sein feines Gehör setzt ihn noch in den Stand, einige Geschicklichkeit zu erlangen. Ueberdem hat er durchaus kein andres Vertheidigungsmittel, als die Flucht; aber in dieser zeigt er dann auch alle Geschicklichkeit, alle Feinheit und Mannichfaltigkeit, die sich dabey nur denken läßt. Es versteht sich, daß ich von einer Jagd mit Hünerhunden, nicht mit Windspielen rede; denn diese letztern sind ihm zu schnell, und lassen ihm also keine Zeit, sich zu zeigen. Wird ein alter Hase von einem Hünerhunde aufgetrieben, so richtet er sich in der Geschwindigkeit seines Laufs nach der Geschwindigkeit, womit er verfolgt wird. Er weiß aus Erfahrung, daß eine gar zu rasche Flucht, wenn die Jagd lange währte, ihm mehr schädlich als vortheilhaft seyn würde, und daß die Kräfte um desto länger aushalten, je mehr sie geschont werden. Er hat bemerkt, daß in niedrigen und dichten Sträuchern, wo das Anstreichen seines ganzen Leibes eine stärkere Witterung zurückläßt, die Hunde ihn hitziger und anhaltender, als auf freyer Bahn verfolgen, wo sich nur leichte Spuren von seinen Füßen eindrücken; er vermeidet also das Gesträuch und hält sich fast immer in den Holzwegen; ob er gleich zu anderer Zeit, wo ein Windspiel so nahe hinter ihm her ist, daß es ihn sehen kann,

sich

sich durch eben dieses Gesträuch seinen Augen zu entziehen sucht. Er kann nicht zweifeln, daß die Hünerhunde ihn noch immer, auch wenn sie ihn nicht mehr sehen, verfolgen werden; er hört ganz deutlich, daß die Jagd immer genau und von Spur zu Spur auf seiner Färthe fortgeht; was thut er also? Er kehrt, nachdem er eine weite Strecke in gerader Linie fortgelaufen ist, gerade auf eben der Färthe wieder zurück, macht alsdann zur Seite mehrere Absprünge hinter einander, und setzt den Hund, wenigstens auf einige Zeit, in Verlegenheit, wo er hin soll. Oft jagt er auch einen andern Hasen aus seinem Lager auf und legt sich an die Stelle desselben; kurz er gebraucht zu seiner Sicherheit tausend Mittel, die ich nur nicht alle anführen kann, und er ist darinn eben so geschickt, als die andern sonst geschicktern Thiere, die sie mit ihm gemein haben. So viel aber bemerkt man durchgehends, daß die jungen Thiere weit weniger von diesen Listen anwenden, als die alten, und man kann also schließen, daß sie eine Folge der Erfahrung und der darauf gebauten richtigen, dem Thiere immer gegenwärtigen Induktionen seyn müssen.

Da alle listige Kunstgriffe, alle Erfindung und Geschicklichkeit eine Folge gemachter Erfahrungen sind, die das Bedürfniß dem Ge-

dächtnisse eingeprägt hat, so müssen die starken und wehrhaften Thiere weniger Geschicklichkeit als die andern zeigen. Wir finden daher, daß der Wolf, der eins der stärksten Thiere in unsern Gegenden ist, auf seiner Flucht nur wenig Kunstgriffe braucht. Er flieht mit der Nase gegen den Wind, um vor allem Ueberfalle desto sichrer zu seyn; aber übrigens verläßt er sich auf seine überlegene Stärke und seinen längern Athem, und denkt an nichts, als wie er vorauskommen will. Seine Flucht geht gerade vorwärts, und er überläßt alle Wiedergänge, Absprünge und andere Listen den schwächern und furchtsamern Thieren, die weniger dreist sind, oder weniger ausdauren können, als er.

Der wilde Eber, der sich auf seine Hauer verlassen kann, geht eben so gerade zu, als der Wolf. Fühlt er sich auf seiner Flucht verwundet, so steht er stille, und wird nun selbst der angreifende Theil, indem er mit der schrecklichsten Wuth auf Hunde und Jäger losgeht. Um sich desto leichter zu vertheidigen und desto sichrer zu rächen, begiebt er sich in einen nahen Dickigt, und stellt sich hier so, daß er nicht anders, als von vorne kann angegriffen werden. Alsdann erschreckt er mit blutgierigem Blick und emporstehenden Borsten Menschen und Hunde,

Hunde, verwundet alles, was ihm zu nahe kömmt, und öffnet sich mit Gewalt einen Weg, daß er von neuem fort kann.

Die Lebhaftigkeit der Bedürfnisse, wie man sieht, giebt den Kenntnissen der Thiere mehr oder weniger Umfang. Ihre Einsichten erweitern sich, so wie sich die Schwierigkeiten, die sie zu übersteigen haben, vervielfältigen. Die Thiere können sich also vervollkommen, und mithin ist der Automatismus eine ganz falsche Erklärungsart, die nur aus Mangel hinlänglicher Beobachtung kann entstanden seyn. Ein Jäger komme mit Fallstricken und Fangeisen in eine Gegend, wo sie den Thieren noch nicht bekannt sind; so wird er sie anfangs mit der größten Leichtigkeit fangen, ja selbst den Fuchs wird er einfältig finden. Haben sie aber mehr Erfahrung bekommen, so fängt er nichts mehr, oder er muß neue Kunstgriffe ersinnen und unaufhörlich mit den Gestalten wechseln, unter welchen er ihnen seine Lockspeisen anbeut.

Zu den verschiednen Ideen, welche die Thiere sich zu verschaffen gezwungen sind, gehört auch die nicht zu vergessende Idee von Zahlen. Daß die Thiere zählen, ist ausgemacht; und obgleich bisher ihre Arithmetik noch nicht weit gediehen ist, so könnte man ihr doch vielleicht noch künftig mehr Vollkom-

 menheit

menheit geben. In Gegenden, wo man mit Sorgfalt auf die Erhaltung des Wildes bedacht ist, verfolgt man die Aelstern, weil sie Eyer saufen und also die Hoffnung einer reichlichen Brut vernichten. Man giebt auf die Nester dieser räuberischen Vögel genau Achtung, und um die ganze Familie auf einmal zu zerstören, sucht man die Mutter, während daß sie brütet, ums Leben zu bringen. Unter diesen Müttern sind einige so mißtrauisch, daß sie ihr Nest, sobald man ihm nur zu nahe kömmt, verlassen. Man ist daher genöthigt, am Fuße des Baums, worauf sie ihr Nest hat, einen wohl verdeckten Anstand zu machen, und in diesen tritt alsdann ein Mensch und lauert ihr auf, bis sie wieder kömmt. Doch er lauert vergebens, wenn schon sonst in ähnlichen Fällen auf die Aelster ist geschossen worden. Sie weiß alsdann, daß in dieser Höle, in die sie einen Menschen hat hineintreten sehen, ein tödtlicher Blitz verborgen ist, und wartet, ihren Blick mit mütterlicher Zärtlichkeit auf das Nest gerichtet, bis sie bey Anbruch der Nacht von dem Jäger nicht mehr kann gesehen werden. Um diesen mißtrauischen Vogel zu betrügen, hat man zwey Menschen zugleich zu dem Anstande gehen lassen, davon der eine wieder fortgehn und nur der andre bleiben mußte; allein die Aelster hielt sich noch immer entfernt,

entfernt, weil sie gezählt hatte. Den folgenden Tag gehen dreye dahin; sie wird abermal gewahr, daß nur zwey davon sich zurückbegeben haben. Kurz, man muß fünf bis sechs Menschen hingehen lassen und sie dadurch in ihrer Rechnung verwirrt machen; alsdann glaubt sie, daß dieser Haufen Menschen bloß vorbeygegangen, und kömmt augenblicklich wieder zurück. Diese Erfahrung, die eben so oft eintrifft als sie versucht wird, ist eine der gemeinsten, die man über den Verstand der Thiere machen kann.

Da die Thiere von den Factis, auf die sie ihre Interesse hat aufmerksam seyn lassen, eine Erinnerung haben; da die Folgen, die sie herausgezogen, durch die Ueberlegung bey ihnen zu Grundsätzen werden, so können sie sich mithin auch vervollkommen; aber bis zu welchem Grade? das läßt sich nicht ausmachen. Wir kennen sogar nicht einmal die Art von Vollkommenheit, deren sie fähig sind. Unser Geruch ist viel zu schwach und zu stumpf, als daß wir je die Menge von verschiednen Verhältnissen und Ideen sollten fassen können, die der Wolf und der Hund durch ihren so feinen und immer geübten Geruch erhalten. Sie verdanken diesem so zarten Sinne die Kenntniß von einigen Eigenschaften verschiedner Körper, und von

Verhält-

Verhältnissen, die diese Eigenschaften gegen den jetzigen Zustand ihrer Maschine haben. Unserm zu schwachen Sinne entwischen alle diese Eigenschaften und diese Verhältnisse. Warum vervollkommen sich also die Thiere nicht? Warum werden wir bey den Gattungen keinen merklichen Fortgang gewahr? Wenn es Gott den höhern Geistern nicht vergönnt hat, die ganze Tiefe der menschlichen Natur zu ergründen; wenn sie nicht mit Einem Blicke das ganze seltsame Gemisch von Verstand und von Unwissenheit, von Stolz und von Niederträchtigkeit, das sich in der Seele des Menschen zusammenfindet, übersehen können, so fragen sie vielleicht auch: warum mag doch der Mensch nicht weiter kommen? Warum mag doch diese Gattung, mit allen Mitteln zur Perfektibilität, in den wesentlichsten Kenntnissen noch so weit zurück seyn? Warum mag doch mehr als die Hälfte in dem lächerlichsten und sinnlosesten Aberglauben leben? Warum mögen doch die allernothwendigsten Wissenschaften, diejenigen, auf welche das Wohl der ganzen Gattung ankömmt, noch in ihrer Kindheit seyn? Daß die Thiere eines Fortgangs fähig sind, ist gewiß; allein es setzen sich diesem Fortgange tausend Hindernisse entgegen; und dann giebt es auch offenbar eine Grenze, über die sie nie hinausgehen werden.

Das

Das Gedächtniß behält die Spuren der Empfindungen und der darüber gefällten Urtheile, nur in soferne jene den hinlänglichen Grad von Stärke gehabt, der eine lebhafte Aufmerksamkeit erzeugen kann. Nun hat schon die Natur die Thiere bekleidet, und es bleiben also kaum andre Bedürfnisse, die sie zur Aufmerksamkeit reizen könnten, als Hunger und Liebe. Sie wissen nichts von jenen conventionellen Bedürfnissen, die nur Früchte der Muße und Langenweile sind; nichts von dem Triebe nach Beschäfftigung und der unruhigen Wißbegierde, die der Mensch in seinem gewöhnlichen wachenden Zustande erfährt. Sind ja einige Gattungen der Langenweile mehr als die andern unterworfen, wie z. B. der Marder, der sich durch seine große Geschwindigkeit und Behendigkeit unterscheidet; so kann doch dieses nicht ihr gewöhnlicher Zustand seyn, weil ihnen die Nothwendigkeit, ihr Futter zu suchen, fast immer Arbeit genug giebt. Geht die Jagd gut von statten und haben sie ihren Hunger schon bey guter Zeit gestillt; so fahren sie dann freylich, aus bloßem Triebe nach Beschäfftigungen, noch immer fort zu würgen: indessen ist doch der gewöhnliche Zustand aller dieser empfindenden Wesen ein halber Schlummer, während dessen ihnen ihre herumschweifende Einbildungs-

kraft nur lauter undeutliche Bilder vormalt, die keinen tiefen Eindruck im Gedächtniß zurücklassen.

Bleiben nicht auch unter uns Menschen die, welche den ganzen Tag zur Bestreitung der äußersten Nothdurft arbeiten müssen, in einem Zustande von Dummheit, der sie den Thieren beynahe gleich macht?

Gesellschaft, Muße und Sprache müssen zusammenkommen, wenn die Perfektibilität keine müßige Fähigkeit bleiben soll. Nun fehlt es aber den Thieren gleich, wie ich schon gedacht habe, an Muße. Unaufhörlich mit ihrer Versorgung, oder mit ihrer Liebe, oder mit ihrer Vertheidigung gegen den Menschen und gegen andere Thiere beschäfftigt, können sie keine andern Ideen erwerben und in ihrem Gedächtnisse aufbehalten, als die zunächst diese Gegenstände angehn. Zweytens leben sie, dem größten Theil nach, allein, oder doch nur in einer flüchtigen Verbindung, die sich blos auf den Trieb zur Begattung oder auf die Sorge für ihre Jungen gründet. Diejenigen, die immer beysammen halten, werden dazu einzig und allein durch die Furcht getrieben: und eben diese Furcht, die solche schwachen Geschöpfe einander nähert, scheint sie so ganz zu beschäfftigen, daß sie keiner andern Empfindung Raum läßt. So

halten

halten zum Beyspiel die Hirsche zusammen. Die Kuh sondert sich nicht leicht von den übrigen ab, als um zu werfen, und der Hirsch nicht leicht anders, als um sein Geweih wieder aufzusetzen.

Unter den wehrhaftern und muthigern Thieren, als unter dem Schwarzwildpret, bleiben die Bachen, als der schwächere Theil, mit den jungen Keilern beysammen. Sobald aber die letztern ein Alter von drey Jahren erreicht und sich auf ihre Hauer verlassen können, sondern sie sich von der Heerde ab, und leben allein. Es giebt also unter den Thieren keine eigentlich so genannte Gesellschaft.

Die bloße Empfindung der Furcht und das Interesse der gegenseitigen Vertheidigung können wohl ihren Kenntnissen unmöglich einen großen Fortgang verschaffen.

Auch erlaubt ihnen ihre Organisation nicht, die Mittel zu diesen Endzwecken zu vervielfältigen; noch können sie das geringste zu den Waffen, die ihnen die Natur gegeben, und die sie immer in Bereitschaft haben, hinzuthun.

Was ihre Sprache betrifft, so scheint sie nur einen sehr kleinen Umfang zu haben. Sie kann auch bey ihrer Art zu leben unmöglich reich seyn; da es ja wilde Völker giebt, die doch Bogen und Pfeile haben, und deren

Sprache

Sprache nichts destoweniger keine dreyhundert Wörter enthält. Aber so arm auch die Sprache der Thiere seyn mag, so haben sie gleichwohl eine; und man kann sogar behaupten, daß sie einen größern Umfang hat, als man sich von Thieren mit einem Schnabel oder einem länglichten Maule vorzustellen pflegt.

Es ist wahr, wir hören in dem Geschrey der Thiere keine Artikulation, und schließen daher aus der anscheinenden Einförmigkeit ihrer Töne, daß sie auch wirklich nicht artikuliren. Indessen ist es doch ausgemacht, daß sich allemal Thiere von einerley Gattung einander verstehen und die in unsern Ohren so verwirrt klingenden Töne zu unterscheiden wissen. Sie nehmen nie eins für das andre, sondern unterscheiden sehr wohl das Geschrey des Schreckens von den Locktönen der Liebe u. s. w. Aber nicht allein diese ganz einander entgegenstehenden Ideen, auch die feinern Abänderungen derselben, müssen sie ausdrücken können. Der Laut, womit eine Mutter ihren Jungen zuruft, daß sie sich verbergen und vor dem Auge des Feindes verkriechen sollen, kann nicht eben der seyn, womit sie ihnen eine schleunige Flucht befiehlt. Es sind anders keine Umstände da, wodurch die Jungen zu einer solchen Verschiedenheit in ihrem Betragen könnten bewogen werden, und

die Mutter muß ihnen also durch den Ton ihrer Stimme geboten haben, entweder so oder anders zu handeln.

Durch was für einen Mechanismus sollten ferner Thiere, die in Gesellschaft jagen, sich verständigen können, wo sie einander erwarten, sich wieder vereinigen, sich unterstützen wollen? Unmöglich lassen sich dergleichen Dinge ohne Verabredung begreifen, und wie könnte wieder eine solche Verabredung anders geschehen, als durch Hülfe einer artikulirten Sprache? Wenn uns aber diese Sprache so eintönig scheint, so kann das vielleicht nur daher rühren, weil sie für uns nicht gemacht ist, und wir sie also auch nicht verstehen. Wenn Menschen in einer fremden Sprache zusammen reden, so merken wir da eben so wenig eine abstechende Artikulation; wir glauben eine ewige Wiederholung von einerley Tönen zu hören. Die Sprache der Thiere, wenn sie auch unendlich viel Mannichfaltigkeit hätte, müßte uns noch immer tausendmal eintöniger dünken, weil sie uns noch tausendmal fremder ist. Doch wie auch diese Sprache beschaffen seyn mag, so kann sie den Thieren zu keinem sonderlichen Fortgange ver-

helfen. Die bloße mündliche Ueberlieferung nüzt den Wissenschaften sehr wenig: und hätte der Mensch keine Schrift, die nur er allein haben kann, so würde jeder auf seine eigne Erfahrung eingeschränkt seyn; jeder würde die Laufbahn, die seine Vorgänger durchlaufen, von neuem anfangen müssen; und die Geschichte von den Kenntnissen Eines Menschen würde beynahe so gut, als die Geschichte von den Kenntnissen aller seyn.

Man kann also annehmen, daß die Thiere nie einen beträchtlichen Fortgang machen werden, ob sie gleich in gewissen Künsten schon wirklich könnten weiter gekommen seyn, ohne daß wir es gewahr geworden. Ueberhaupt sind die Schwierigkeiten, die sich dem Fortgange ganzer Gattungen widersetzen, sehr schwer zu überwinden, und die einzelen Thiere finden auch keine Unterstützung in irgend einer der herrschenden Leidenschaften, die den Menschen in eine anhaltende Thätigkeit setzen, und ihn durch Ausbildung eines glücklichern Genies weit über alle andere erheben.

Gleichwohl haben die Thiere, ausser ihren natürlichen Leidenschaften auch noch andere, die man erworbene oder überlegte nennen könnte. Zu jenen gehören der Hunger, die Brunst und die mütterliche Zärtlichkeit; zu diesen die Furcht vor Mangel oder der Geiz, und die Eifersucht. Allein ich habe in meinen vorhergehenden Briefen gezeigt, daß diese Leidenschaften weder anhaltend genug, noch auch überhaupt von einer Beschaffenheit sind, die den Fortgang der Gattungen sehr befördern könnte. Sie werden durch sehr einfache Mittel befriedigt, die immer die nehmlichen seyn müssen. Daraus aber, daß die Thiere sonst nichts erfinden, als was sie nöthig haben, würde man sehr unrichtig den Schluß ziehen, daß sie also gar nicht erfänden oder daß sie auch nicht erfinden könnten. — Ich endige hier meine Betrachtungen über das, was man bey den Thieren Instinkt nennt. Es scheint mir unmöglich, in ihren Handlungen ein verständiges Principium zu verkennen, dessen Grund Empfindungsvermögen und Gedächtnis ist. Aber ob sie gleich diesen Vorzug mit uns gemein haben, so erkennt man doch ohne Mühe den ausnehmenden Abstand, worinn sich diese empfindenden Wesen noch immer von dem

Menschen befinden, und um diesen Abstand noch sichtbarer zu machen, will ich den bisherigen Briefen über die Thiere noch einige andere über den Menschen beyfügen. Ich halte dieses für nöthig, um allen den nachtheiligen Folgerungen zuvorzukommen, die man etwa aus meinen Grundsätzen ziehen möchte. Ich bin u. s. w.

Briefe

über den Menschen.

Erster Brief.

Mein Herr!

Nachdem wir zusammen die Handlungen der Thiere untersucht und gefunden haben, wie in den verschiednen Gattungen Empfindung, Gedächtniß und Bedürfnisse den Verstand erwecken, erweitern, und einschränken: so kann es nunmehro auch nützlich seyn, den Blick auf uns selbst zu richten. Es ist nicht Erhebung, sondern wirkliche Erniedrigung des Menschen, wenn man seinen Vorzug dadurch zu behaupten sucht, daß man den andren Thieren ihre unläugbaren Vollkommenheiten abspricht. Man bemühe sich nur, den Menschen nach dem wahren Range, den ihm selbst der Schöpfer der Natur angewiesen, kennen zu lernen: seine wirklichen Vorzüge sind groß genug, ihn über alle andere Geschöpfe hinauszusetzen, ohne daß man noch falsche hinzudichten dürfte, gegen welche

Gefühl und Erfahrung zeugen. Die Thiere mögen immer ihren Antheil von Verstande behalten: der Würde des Menschen wird dadurch kein Eintrag gethan; er behält nichts destoweniger die unsterblichen Vorrechte, die der Schöpfer ihm eingeräumt hat.

Meine Absicht ist nicht, diesen unermeßlichen Gegenstand nach seinem ganzen Umfange zu behandeln. Eine solche Arbeit würde meine Kräfte weit übersteigen, und überdem ganze Bände anfüllen. Ich will nur die allgemeinen Principia der menschlichen Handlungen anzeigen, und diese in einigen der Modifikationen wiederzuerkennen suchen, wodurch sie in dem Stande der Gesellschaft abgeändert und nicht selten verderbt werden. Was diese Untersuchung am schwersten macht, ist der Umstand: daß man nicht gleich auf den ersten Blick einen unterscheidenden Charakter der ganzen Gattung gewahr wird, den man in allen einzelnen Menschen wiederfände. Es zeigt sich so viel Verschiedenheit zwischen den Handlungen des einen und des andern Menschen, daß man fast in Versuchung geräth, diesen Handlungen eben so verschiedne Principia zu geben. Von dem untersten Sklaven, der sich um die Füße seines Gebieters schmiegt, bis zum Thamas, der, um niemand über sich zu haben, Menschen zu Tausenden

senden würgt, giebt es unzählige Mittelstufen. Man wird von Bewunderung erfüllt, wenn man die Werke und Erfindungen des Menschen ansieht, wenn man alle seine Künste und den Wachsthum seiner Wissenschaften betrachtet, wenn man ihn einen Weg durchs Meer finden, den Abstand und die Größe der Gestirne berechnen und den Donner in seinen Wirkungen nachahmen sieht. Aber wer muß nicht zugleich über die Unwissenheit und Dummheit erstaunen, die unter dem größten Theile dieses Geschlechtes herrscht? Wer muß nicht vor so viel kriechenden und grausamen Handlungen erschrecken, wodurch sich oft dieser König der Natur erniedrigt? Viele Moralisten haben aus dieser Ursache zur Erklärung des Menschen nöthig gefunden, eine gewisse Mischung von guten und bösen Principien anzunehmen, die aber wieder eine neue Erklärung sehr nöthig hätte. Der Stolz, der Aberglaube, die Furcht haben der wahren Kenntniß des Menschen tausend Vorurtheile in den Weg gelegt, welche die Beobachtung wieder vernichten und fortschaffen muß. Der Religion kömmt es zu, uns zur künftigen Glückseligkeit nach diesem Leben zu führen; der Philosophie, die natürlichen Triebfedern der menschlichen Handlungen zu untersuchen, und dadurch natürliche Mittel ausfindig zu machen,

wodurch sie ihn während dieses vergänglichen Lebens besser und glücklicher mache.

Wenn man den Menschen betrachtet, wie er heutiges Tages in dem Stande der Gesellschaft erscheint, so geräth man in der That in Versuchung, ihn für ausgeartet zu halten. Es finden sich in seiner jetzigen Verfassung so viele seinem ursprünglichen Zustande fremde Ideen, so viele erworbne hinzugekommne Leidenschaften, daß die Philosophen es für nöthig erachtet, bis zu einem ältern Zustande zurückzugehen, wo sie weniger Verwickelung und mehr Einfalt fänden. Aber dieses Verfahren scheint nicht das sicherste Mittel zur Vermeidung des Irrthums zu seyn. Man fängt damit an, daß man den Zustand festsetzt, den man beobachten will; aber dieser Zustand ist ein Werk der Einbildungskraft, das vielleicht von der wahren Natur sehr weit entfernt ist, und es wird dabey nicht so wohl beobachtet, als aus willkührlichen Voraussetzungen geschlossen. Also nicht aus einem uns unbekannten vergangenen Zustande muß man den Menschen wollen kennen lernen: Man muß ihn so nehmen, wie er vor unsern Augen ist, und da wird es leicht seyn, die Bedürfnisse, die er von Natur hat, von denjenigen, die erst durch den Stand der Gesellschaft hinzugekommen, und die ihm nachher

zur

zur Gewohnheit geworden, zu unterscheiden. Auf solche Art kann man leicht zur Kenntniß der Elemente, woraus die Natur des Menschen besteht, und der Produkte dieser Elemente gelangen.

Alle Philosophen, und selbst die meisten Gottesgelehrten, sind heutiges Tages darinn einig, daß unsre Empfindungen der erste Stoff unsrer Ideen sind. Man hatte diese Wahrheit schon längst auf eine allgemeine und ziemlich unbestimmte Art erkannt, und der Scharfsinn unsrer Beobachter hat sie durchgängig wahr und richtig gefunden. Die, welche den menschlichen Verstand untersucht, haben die Ordnung, worinn wir die Wirkungen dieses allgemeinen Empfindungsvermögens erfahren, dem wir alle unsre Kenntnisse zu danken haben, sehr wohl auseinander gesetzt. Aber empfinden heißt noch etwas mehr, als gewahr werden. Fast in jeder Empfindung giebt es zweyerley zu bemerken: das Gewahrwerden des Gegenstandes, der sie verursacht, und die Modifikation, ich will sagen, der widrige oder angenehme Eindruck, den die Seele davon erhält. Von dem, was in unsren Empfindungen eigentlich Vorstellung ist, entstehen vornehmlich unsre Kenntnisse; von der Art der Bewegung, die sie veranlassen, entsteht Vergnügen oder Schmerz, das heißt ein

Gefühl,

Gefühl, wodurch uns unser Daseyn lieb oder zuwider wird. Jenes macht, daß wir vergleichen, urtheilen u. s. w.; dieses, daß wir begehren, verabscheuen, wollen. Die Begierde ist die mächtige Triebfeder, die uns in Bewegung setzt; die Schöpferinn unsrer Handlungen: und um uns recht zu kennen, müssen wir auf dasjenige aufmerksam seyn, wodurch sie in uns erweckt wird.

Das Empfindungsvermögen gehört zwar freylich zur Seele; allein es äußert sich nicht anders, als durch Vermittelung der materiellen Werkzeuge, die zusammengenommen unsern Körper ausmachen: und wenn also diese verschieden sind, so entsteht daraus eine natürliche Verschiedenheit unter den Menschen selbst. Ist das Gewebe der Fibern nicht bey allen das nehmliche, so müssen einige empfindlichere Werkzeuge haben, und mithin von den Gegenständen, die sie erschüttern, einen stärkern Eindruck bekommen, als andre. Da alle unsre Urtheile und Entschlüsse nichts als das Resultat einer Vergleichung zwischen den verschiednen Eindrücken sind, so müssen auch diese bey zwey Menschen einander eben so wenig ähnlich seyn, als die Eindrücke selbst. Hieraus könnte man schließen, daß es also unmöglich sey, den Menschen zu kennen; daß jedes Individuum sein

eignes

eignes Maaß habe, welches sich auf die ganze Gattung nicht anwenden lasse; daß jedes Urtheil, so man über anderer Betragen fällt, nothwendig ungerecht, und aller Rath und alle Ermahnung, die man ihnen giebt, vergeblich sey. Ein Mensch, der nicht so, wie ich, empfindet, kann auch nicht meine Vernunft und meine Grundsätze haben; und wenn ich ihn für einen Thoren halte, so kann er mich mit eben so viel Rechte für einen Blödsinnigen halten. Aber alle unsre besondre Empfindungen, mit allen daher entspringenden Urtheilen kommen doch zuletzt in einer allgemeinen und nothwendigen Beschaffenheit zusammen, die allen empfindenden Wesen gemein ist, in der Begierde nach Glückseligkeit. Diese immer wirksame Begierde wird durch unsre Bedürfnisse auf gewisse bestimmte Gegenstände angewiesen. Findet sie Hindernisse, so wird sie dadurch ungestümer und hitziger, und empfängt alsdann den Namen der Leidenschaft, weil sie in der That ein Zustand des Leidens ist, worinn sich die ganze Seele auf einen gewissen Gegenstand, als auf ein nothwendiges Erforderniß zu ihrer Glückseligkeit heftet. Um zu wissen, wessen der Mensch alles fähig ist, muß man ihn in diesem Zustande der Leidenschaft beobachten, so wie man den Wolf, um seine Natur zu erkennen, nicht wenn

er satt, sondern wenn er hungrig ist, betrachten muß. Die Bewegungen der Leidenschaft sind immer so unverstellt und so deutlich, daß man sich nicht leicht in ihnen irren kann.

Betrachtet man nun den Menschen im Augenblicke der Leidenschaft, so sieht man ihn mit großer Heftigkeit nach dem Besitz oder Genuß eines gewissen Gegenstandes streben. Die Begierde sey natürlich oder erworben, so entfernt er mit der größten Hitze alles, was ihn davon abhält; die Gefahr verschwindet vor seinen Augen, und er scheint sich selbst zu vergessen; er wird nichts anders gewahr, als was zur Befriedigung seines Bedürfnisses gehört. Dieser in dem äußersten Grade einer Leidenschaft so sichtbare Trieb wirkt beständig auch in den gemäßigtern Situationen, obgleich freylich auf eine weniger merkliche Weise, fort. Der Mensch hat also keinen ihm eigenthümlichen besondern Charakter. Er ist immer das, was die Bedürfnisse aus ihm machen: und da, vornehmlich in dem Stande der Gesellschaft, die Bedürfnisse von Individuum zu Individuum, und selbst in einerley Individuum von Zeit zu Zeit unendlich mannichfaltig abwechseln; so muß man bey ihm unzählige Widersprüche finden, die gleichwohl alle aus einer gemeinschaftlichen Quelle, der Begierde

nach

nach Glückseligkeit, entspringen. Der Mensch, sagt Montagne, dieser große Kenner der menschlichen Natur, ist ein erstaunlich ungleiches und wankelmüthiges Wesen. In der That scheint der Charakter des Menschen nicht so wohl von seinen natürlichen Neigungen, als von den ihn umgebenden Umständen abzuhangen. Ist er von Natur nicht grausam? Er braucht nur in Leidenschaft zu gerathen, und bey Befriedigung derselben Hindernisse zu finden; so vergießt er Blut, und kömmt dann Gewohnheit oder Vorurtheil dazu, so wird ihm die Grausamkeit sogar zur Natur. Der Boshafte, sagt Hobbes, ist nichts, als ein starkes Kind: und in der That, wenn man sich einen Menschen mit sehr heftigen Begierden und ohne Erfahrung denkt, wie es die Kinder sind, so sieht man nicht, was ihn in der Verfolgung seiner Begierden sollte aufhalten können. Die Erfahrung lehrt uns zwar, was für Hülfsmittel zu leichterer Befriedigung unsrer Bedürfnisse aus der gesellschaftlichen Verbindung entstehn; wir fangen an, das Verhältniß zwischen dem Vergnügen, das wir suchen, und dem Schaden, den wir uns durch den Verlust anderer thun würden, zu schätzen. Daraus entstehet alsdann die Schonung und Achtung gegen andere, die zwar natürlicher Weise nur bey einem schwächern

schwächern eignen Interesse statt findet, die aber durch Gewohnheit und Mitleiden, wovon ich noch in der Folge reden will, eine große Stärke erhält. Allein die Leidenschaften führen uns wieder zur Kindheit zurück, indem sie uns auf einen einzigen Gegenstand mit einem solchen Grade von Interesse heften, daß wir jedes andre darüber vergessen. Das Wort Leidenschaft enthält eine große Menge sehr verschiedner Ideen, wenn man den Menschen im Stande der Gesellschaft ansieht. Dieser Stand und die so mancherley Gestalten, worinn er erscheint, bringen unter den Menschen eine unendliche Verwickelung von Verhältnissen und Zuständen hervor, worinn man ihre natürlichen Leidenschaften völlig ausgeartet findet. Man muß also die Bedürfnisse, welche die Natur dem einzelnen Menschen gegeben, sorgfältig von denen unterscheiden, die in dem Stande der Gesellschaft hinzugekommen, und die man erworbene nennen kann. Obgleich diese nothwendig aus jenen entstehen müssen; so werden sie ihnen doch am Ende so unähnlich, daß man zur Entdeckung ihres Ursprungs oft die größte Aufmerksamkeit nöthig hat.

Der Mensch hat von Natur weit mehr Bedürfnisse, als alle übrigen Thiere: und wäre sein Verstand nicht ohnedieß über den ihrigen

wesentlich

wesentlich erhaben, so würde er schon durch diese Bedürfnisse und durch die Hülfsmittel, die ihm zu ihrer Befriedigung gegeben sind, einen großen Vorzug vor ihnen erhalten müssen. Ich will damit nicht sagen, als wenn das Bedürfniß des Unterhalts, das eines der dringendsten werden kann, so große Geschicklichkeiten bey ihm voraussetzte. Da er mehrere Arten von Nahrungsmitteln liebt und vertragen kann, so ist er in diesem Punkt dem Mangel weit weniger ausgesetzt, als andre Thiere. Jagd, Fischerey, Milch, Früchte, können alle gleich gut seinen Hunger stillen. Nicht das ist schwer, den hungrigen Menschen zu sättigen, sondern den eckeln und verwöhnten bey Appetit zu erhalten: und vielleicht würde der natürliche Mensch seinen hinlänglichen Unterhalt finden, ohne daß er erst viel darum arbeiten dürfte. Gleichwohl, da Jagd und Fischerey durch gesellschaftliche Verbindung sehr erleichtert werden; so treten Menschen, die davon leben, leicht in Gemeinschaft mit einander; und bey zunehmender Bevölkerung wird dann auch der Ackerbau nothwendig, der wieder ganz neue Verhältnisse und Einrichtungen veranlaßt, die hier nicht hergehören. Es bleibt immer gewiß, daß wenn der Mensch nur das einzige Bedürfniß der Nahrung hätte, die Gesellschaft ihm weit we-

niger nothwendig seyn, und nur schwerlich zu Stande kommen; ja daß vielleicht die menschliche Geschicklichkeit keine der Vollkommenheiten erreichen würde, die wir jetzt an ihr zu bewundern finden.

Unter den meisten Himmelsstrichen ist der Mensch genöthiget sich zu kleiden, wo er sich nicht einer der schmerzhaftesten Empfindungen und selbst der Lebensgefahr aussetzen will. Dieses Bedürfniß ist also eines der nothwendigsten, und zwingt vielleicht den Menschen zu weit mehr Ueberlegung und Erfindung, als das Bedürfniß des Unterhalts. Zwar kann der Mensch sich anfangs mit der rohen und unbereiteten Haut eines erschlagenen Thiers bedecken; aber lange kann er sich ihrer doch nicht bedienen, ohne durch ihre Unbequemlichkeiten zum Nachdenken über die Mittel genöthigt zu werden, wodurch er dieser einfachen Kleidung mehr Bequemlichkeit geben könne. Aus diesem Nachdenken entsteht dann die Kunst, diese Häute durch Gerben geschmeidiger und dauerhafter zu machen, und um eine vollständigere und bequemere Bedeckung daran zu haben, sie zusammenzunähen. Selbst die dümmsten Völker, wie die Samojeden und die Grönländer, kennen doch diese beyden Künste, die ihnen unter ihren unfreundlichen Himmelsstrichen so nothwendig sind. Wenn sie gleich nicht,

nicht, wie wir, aus der Rinde des Hanfs und des Flachses einen Faden zu spinnen wissen; so bedienen sie sich doch ziemlich geschickt der Flechsen der erschlagenen Thiere, und geben den Häuten durch Zurichtung diejenige Geschmeidigkeit, ohne welche sie zu ihrer Bestimmung nicht ganz geschickt seyn würden. Das sind also schon einige Künste, darauf eines der dringendsten Bedürfnisse die Menschen gebracht hat, und ohne die in den meisten Himmelsstrichen der Mensch, dessen zu zarter Körper sich so wenig mit ihrer Unfreundlichkeit verträgt, unfehlbar umkommen müßte. Aber in der That sind diese Künste allenthalben, wo sie nöthig waren, erfunden worden. Ein Volk sey noch so dumm und so ungesittet: das Bedürfniß giebt ihm immer, so weit es reicht, Verstand und Geschicklichkeit. Aber auch bey der besten Kleidung wird der Mensch noch immer gegen die Rauhigkeit der Witterung eine Wohnung eben so nöthig, als eine Bedeckung, haben. Anfangs wird er sich zwar begnügen, in einen von der Natur oder von ihm selbst ausgehölten Stamm eines Baums zu kriechen; aber bald wird ihm dieser enge Aufenthalt unzulänglich dünken; und dann wird ihn das Bedürfniß lehren, Blätter und Zweige zu sammeln, in einander zu flechten, mit Erde festzuschlagen, und

mit trocknen Kräutern oder Rasen zu bedecken, damit der Regen nicht eindringe; und kurz, sich eine Hütte zu bauen. Auch diese Erfindung trifft man unter allen, selbst den unwissendsten Völkern an, sobald sie in rauhen Himmelsstrichen wohnen. Es ist eine Kunst von der höchsten Nothwendigkeit, welche der Mensch durch seine körperliche Beschaffenheit zu erfinden gezwungen ist, wo er sich nicht dem empfindlichsten Schmerz, ja selbst der Lebensgefahr unterwerfen will.

Zu den dringendsten Bedürfnissen des Menschen gehöret außer Streit auch die Liebe, die besonders dann herrschend wird, wenn die übrigen befriediget sind. Diese so gewaltige Leidenschaft, die Erhalterinn und Tyranninn aller Gattungen von empfindenden Wesen, ist bey den Menschen an keine gewisse Zeit gebunden. So lange er noch munter und bey Kräften ist, wirkt sie beständig fort, auch wenn ihre natürliche Lebhaftigkeit noch durch keine hinzukommenden moralischen Ideen vermehrt worden; der Genuß dämpft zwar die Begierde auf einige Augenblicke, allein er löscht sie nicht aus. Die Hoffnung des künftigen Augenblicks vermischt sich mit der trunknen Wohllust des gegenwärtigen, und giebt dadurch der Leidenschaft eine Art von beständiger Dauer, die fast nothwendig eine fort-

fortwährende Verbindung zwischen Mann und Weib bewirken muß. Die ersten Begierden des erwachsenen Mannes müssen ihn, wie ich glaube, an Eine Frauensperson heften, und dieses Band muß alsdann durch Erinnerung und Hoffnung gleich stark befestiget werden. Wenn der kultivirtere Mensch, dessen ursprüngliche Neigungen entartet sind, durch die Gewohnheit zu Unbeständigkeit und Ueberdruß getrieben wird, so ist das bey dem natürlichen Menschen ganz anders. In einigen Gesellschaften vielleicht kann die Gemeinschaft der Weiber die Folge einer besondern Einrichtung gewesen seyn, aber nie ist sie die Einrichtung der Natur gewesen; denn diese hat durch alle Arten von Mitteln das Band der Ehe aufs feste zusammenzuknüpfen gesucht. Außer den wechselseitigen Vortheilen und Hülfen erhält diese Verbindung noch bald eine neue Stärke durch die Geburt der Kinder, deren Bedürfnisse die gemeinschaftliche Fürsorge des Vaters und der Mutter erfordern und dadurch die zwischen beyden schon bestehenden Verhältnisse noch vervielfältigen. Die Eltern dürfen diese interessanten Gegenstände ihrer natürlichen Zärtlichkeit nur ansehen, um darinn neue Bewegungsgründe zu noch größerer Liebe zu finden. Selbst die Sorgen, die sie gemeinschaftlich die-

sen schwachen Geschöpfen widmen, müssen in ihnen mit der Idee eines gemeinschaftlichen Eigenthums zugleich ein tiefes Empfindniß erwecken, das ihre Vereinigung immer fester und inniger macht. Meine Absicht ist hier nicht zu untersuchen, wie sich die Gesellschaft, wenn der Familien mehr werden, ausbreitet, das Interesse theilt, und Gesetze entstehen. Es ist mir genug bemerkt zu haben, daß alles dem Menschen die Gesellschaft nothwendig macht, daß ohne sie die Gattung kaum würde bestehen können, und daß also die Geselligkeit in der Natur des Menschen selbst und in seinen dringendsten Bedürfnissen gegründet ist. Aber die angezeigten Bedürfnisse sind nicht die einzigen, die der Mensch von Natur hat. Es giebt noch andere Neigungen, die ihm wenigstens die Gesellschaft sehr angenehm machen, und die ihn vielleicht zu noch mehr Thätigkeit reizen, und an seinem Fortgange und seinen Verbrechen noch mehr Theil haben, als jene. Der Mensch bedarf nicht allein Nahrung, Kleidung, Obdach und Befriedigung des Instinkts; er bedarf noch etwas anders, wofern er nicht ganz einsam lebt, so daß ihm die Sorge für die Befriedigung jener Bedürfnisse seinen ganzen Tag raubt und ihm kaum Zeit zur Ruhe läßt; oder wo ihn nicht das Loos jener Unglücklichen trifft, die

ihre Armuth zu einer ewigen Mühseligkeit verdammt, wenn sie nur ihren Unterhalt verdienen wollen. Ich nenne diese mit Recht unglücklich, weil die übermäßige Arbeit und die beständige Unruhe und Furcht ihnen alles Vergnügen des Lebens entzieht, und sie an ihr Daseyn nicht anders als durch schmerzhafte Empfindungen erinnert. Wenn aber für alle jene Bedürfnisse, wovon ich oben geredet, gesorgt, und in Absicht derselben dem Menschen alle Unruhe wegen der nächsten Zukunft benommen ist; kurz, wenn es nun scheint, daß er sich nur ganz einer glücklichen Muße überlassen könne: so fängt bald ein neues Bedürfniß an, ihn zu foltern; er will eine gewisse lebhaftere Empfindung seines Daseyns haben. Wir sind uns selbst nicht anders, als durch unmittelbare Empfindungen oder Ideen gegenwärtig. Diese müssen uns interessiren, wenn sie uns glücklich machen sollen, und unglücklicher Weise macht uns die Gewohnheit auch diejenigen Empfindungen unschmackhaft, die uns anfangs am meisten interessirt hatten. Was wir zu lange betrachtet haben, das erscheint uns endlich, wie ein entfernter Gegenstand, und wir behalten nichts, als ein verwirrtes und schwankendes Bild davon übrig. Das Bedürfniß einer lebhaftern Empfindung der Existenz, mit dieser beständi-

gen Abschwächung unserer Empfindungen verbunden, verursacht uns eine gewisse Unbehäglichkeit, eine gewisse Unruhe, worinn wir selbst nicht recht wissen, was wir wollen. Um also glücklich zu seyn, sind wir gezwungen, entweder beständig die Gegenstände zu wechseln, oder die schon sonst gehabten Empfindungen zu verstärken. Daher jene Unbeständigkeit, die unsern Wünschen gar kein festes Ziel erlaubt, jene unaufhörliche Folge von Begierden, die immer durch den Genuß vertilgt, und immer durch die Erinnerung wieder gereizt, bis ins Unendliche fortgehen. Diese Einrichtung der Natur, vermöge welcher die Langeweile so geschwind auf die lebhaftesten Bewegungen folgt, ist die größte Quaal des müßigen gesitteten Menschen, wie wir nachher sehen werden, wenn wir ihn im Stande der Gesellschaft betrachten. Zugleich aber wird sich dann zeigen, daß eben diese Einrichtung eine Hauptquelle seiner Thätigkeit und seines Fortganges wird. Das Bedürfniß einer lebhaftern Empfindung des Daseyns hat eine andere Neigung zum Gegengewichte, die der Mensch mit allen andern empfindlichen Wesen gemein hat, die Faulheit, oder die Liebe zur Ruhe. Mit großer Stärke wirkt diese Triebfeder nur bey dem müßigen Theil der Gesellschaft: in jedem andern Stande wird sie

durch

durch den Antrieb stärkerer Bedürfnisse überwunden. Aber was im Anfange widersprechend scheint; so ist diese Trägheit eben das, was den Menschen in die meiste Thätigkeit setzt. Eben die Aussicht auf die endliche Ruhe, die den Pyrrhus aus seinem Reiche trieb, setzt noch heutiges Tages jeden Ehrgeizigen in Bewegung, der sich zu erheben strebt, jeden Geizhals, der mehr Schätze, als er braucht, zusammenhäuft, jeden Ruhmsüchtigen, der seine Nebenbuhler zu unterdrücken sucht. Die Liebe zur Ruhe und die Begierde nach einer lebhaftern Existenz sind zwey entgegengesetzte Bedürfnisse, die wechselsweise eins das andre modificiren. Der Mensch fürchtet die Mühe; jede Art von Anstrengung ist ihm zuwider, wofern ihn nicht eine Leidenschaft dazu auffodert. Vornehmlich ist die Arbeit des Denkens jedem, dem sie nicht durch die Gewohnheit leicht geworden ist, unerträglich. Aber die Langeweile wird bald eben so unerträglich, als selbst die Arbeit. Der Mensch, der gar keine Beschäfftigung hat, glaubt einen Theil seiner Existenz zu verlieren; er verändert, wie auf eine mechanische Weise, den Ort, und sucht äußre Gegenstände auf, deren Einwirkung ihn in Bewegung setze und zur Empfindung des Lebens bringe. Er muß wenigstens leiden und Wirkungen aufnehmen, wenn er selbst nicht wirkt;

er muß irgend einem außerordentlichen Schauspiele zusehen, das seine erschlafften Sinne wieder aufmuntre. Der Wilde zwar kennt diesen unbehäglichen Zustand weit weniger, weil er weniger Muße hat, und die Befriedigung der gröbsten Bedürfnisse ausgenommen, nicht weiß, was eine lebhaftere Empfindung des Daseyns sagen will; sein gewöhnlicher Zustand ist also eine Art von Schlafsucht und Fühllosigkeit. Der Anblick eines fließenden Bachs giebt ihm in seiner Muße schon hinlängliche Beschäfftigung; er weiß von keinen stärkern Eindrücken, und kann also auch keine begehren. Hat er aber erst einmal eine lebhaftere Empfindung seines Daseyns gekostet; als zum Beyspiel durch den Genuß starker Getränke: so wird er nun sehr begierig darnach, und opfert alles diesem neuen Bedürfnisse auf.

Dieses sind, wie mir deucht, die wichtigsten Bestandtheile, aus welchen die Natur des Menschen ursprünglich zusammengesetzt ist; die ersten Anlagen, die der einzelne Mensch zur Gesellschaft mitbringt, und die dann durch die Umstände und verschiednen Verhältnisse, worinn ihn diese versetzt, verschiedentlich gebildet und bestimmt werden. Man sieht, daß die gesellschaftliche Verbindung dem Menschen zu seiner Erhaltung, oder wenigstens zu seinem

Glück

Glück unentbehrlich ist. Gleichwohl ist es gewiß, daß die nehmlichen Bedürfnisse, die ihn anfangs mit andern Menschen vereinigten, in der Folge ein entgegengesetztes Interesse erzeugen, welches ihn wieder von ihnen zurückzieht. Das Bedürfniß des Unterhalts leidet nicht immer die Theilung der Lebensmittel; die Liebe hat die Eifersucht zur Begleiterinn: und so überhaupt sucht der Mensch die gesellschaftliche Verbindung, um sich die Mittel des Genusses herbeyzuschaffen, und wird nachher durch den Genuß selbst wieder davon zurückgezogen. Indessen fühlen die Menschen von Natur eine gewisse Zuneigung gegen einander, die so lange unverändert fortwirkt, bis entweder ein mächtigeres persönliches Interesse oder eine üble Gewohnheit sie unterdrückt oder wohl gar vernichtet. Der Leidende ist immer versichert, bey denen Mitleiden zu finden, die bey seinem Leiden kein Interesse haben, oder deren Empfindlichkeit durch die Gewohnheit, leiden zu sehn, noch nicht abgehärtet und erstickt ist. Dieses wird durch die eigne Empfindung eines jeden bestättigt, der nur einen Augenblick sein eignes Herz darum befragen will, und durch die allgemeine Theilnehmung, die jeder Unglückliche bey allen uninteressirten Zeugen seines Unglücks findet. Verschiedene Moralisten haben diese

Empfindung für eine bloße Folge der Selbstliebe gehalten, und geglaubt, daß das Mitleiden nicht als ein unmittelbarer Eindruck, sondern vermittelst des persönlichen Interesse wirke, indem wir uns in Gedanken an die Stelle der Leidenden versetzten. Es ist zwar gewiß, daß man, um Mitleiden zu fühlen, mit dem Schmerz selbst bekannt seyn muß; denn es ist unmöglich, an etwas Theil zu nehmen, das man nicht kennt. Aber diese traurige Kenntniß fehlt niemanden: und so nothwendig sie auch zur Erzeugung des Mitleidens gehören mag; so wird doch darum das Mitleiden nichts weniger durch die Schmerzen des Leidenden selbst und unmittelbar erweckt. Der Anblick eines Leidenden verursacht uns einen wirklichen Schmerz; eine physisch unangenehme Empfindung, die uns sogleich bey dem ersten Eindruck zur Hülfleistung antreibt. Uebung und Gewohnheit verstärken und vermehren in uns diese edle Neigung, die der Grund aller großmüthigen Tugenden ist, welche ihre ganze Belohnung in dem bloßen reinen Vergnügen finden, zu anderer Glück geholfen zu haben.

In meinem nächsten Briefe werde ich untersuchen, was alle diese natürliche Neigungen hervorbringen, wenn nun der Mensch in gesellschaftliche Verbindung tritt; wie sich da diese verschiednen Eigenschaften weiter entwickeln und

durch

durch ihrer aller wechselseitige Verbindung ihn zu dem machen, was er in seinem jetzigen Zustande ist.

Zweyter Brief.

Der Mensch, außer der Gesellschaft betrachtet, hat sehr einfache Bedürfnisse, die ihn nur zu wenig einförmigen Handlungen treiben, deren Geschichte sich auf eine ganz kleine Anzahl von Factis einschränken würde. Aber die Einsamkeit kann nicht lange sein natürlicher Zustand bleiben. Die Liebe der Ruhe, die Erfahrung der Vortheile, welche die gesellschaftliche Vereinigung gewährt, das Bedürfniß, die Empfindung seines Daseyns durch Mittheilung seiner Ideen zu verdoppeln, und eine Art von geheimer Zuneigung oder Zärtlichkeit vereinigen die Menschen bald mit einander. Man sollte glauben, daß dieses so mannichfaltige natürliche Interesse, das sie anfänglich vereiniget, die Bande der Gesellschaft immer stärker und stärker zusammenziehen müßte: aber wenn einmal die Gesellschaft errichtet, wenn sie erst ausgebreitet, und vornehmlich, wenn sie bis zu einem gewissen Grade verfeinert worden; so entsteht daraus für die einzelnen Mitglieder

glieder ein mannichfaltiges neues Interesse, das vielmehr auf die Trennung, als auf die nähere Vereinigung derselben abzielt. Nicht, als wenn der Mensch die Neigungen verlöre, die in seiner Natur gegründet sind; denn diese können nie durch den Stand der Gesellschaft vernichtet werden: aber sie werden verdunkelt, so verdunkelt, daß man sich oft vergebens bemüht, den ursprünglichen und natürlichen Menschen in dem gesitteten wieder zu finden. Eben dieß ist es, was die Kenntniß des Menschen so ungemein schwer macht. Es erfordert oft unendlich viel Mühe, das, was in seiner eigenthümlichen Natur gegründet, und das was durch den Stand der Gesellschaft hinzugekommen ist, richtig zu unterscheiden. Die natürlichen Bedürfnisse werden durch eine Menge erworbner erstickt, und gerade sind die Antriebe und die Bewegungen, welche ihm diese letztern geben, die sichtbarsten und die am meisten ins Auge fallen. Man begreift ohne Mühe, auf welche Art und in welcher Menge sich diese erworbnen Bedürfnisse in einer zahlreichen Gesellschaft vervielfältigen müssen. Eine der ersten Folgen dieser Vervielfältigung ist die, daß sie die Menschen, die durch Neigungen und Interesse vereiniget wurden, wieder von einander absondert. So zerstört der Stand der Gesellschaft eben diejeni-

gen Triebfedern, durch die er hervorgebracht worden, und kaum sind diese Triebfedern in dem ordentlichen Laufe und während der Dauer der Gesellschaft, noch von einiger Wirkung. Die Mannichfaltigkeit der Gegenstände, auf die das gemeinschaftliche Verlangen aller gerichtet ist, bringt eine allgemeine Nebenbuhlschaft hervor. Das Interesse schränkt sich ein, und wird persönlich; und obgleich dieses Hinneigen zur Absonderung nur erworben ist, so findet man doch allenthalben die Wirkungen davon. Man werfe einen Blick auf die Welt, so wird man finden, wie sich Nation von Nation absondert, wie die besondern Gesellschaften sich wieder in engere Zirkel einschränken, wie abermal die Familien noch genauer zusammentreten, und am Ende die Begierden jedes einzelnen Menschen keinen andern Gegenstand haben, als ihn selbst. Diese Einrichtung ist eine Folge des allgemeinen Verlangens nach Glückseligkeit, das jedem empfindenden Wesen natürlich ist. Es ist unmöglich, daß wir das, was wir als wesentlich zu unserer Glückseligkeit ansehen, nicht mit Hitze begehren, und daß wir nicht alles, so viel möglich, entfernen sollten, was uns in dem Besitze desselben stöhren kann. Dieß ist der Trieb der Natur, der auch bey allen erworbenen Bedürfnissen im Stande der

Gesellschaft

Gesellschaft fortwirkt. Die Vernunft, das heißt die Erfahrung berichtiget in der Folge die irrigen Meynungen, darinn wir anfänglich über die wahren Erfordernisse unsrer Glückseligkeit verfallen waren. Sie zeiget uns auch, wie sich die Begierden der übrigen gegen die unsrigen waffnen, und welche Gefahr wir bey einer unvorsichtigen Verfolgung unsrer Wünsche laufen würden. Aber wenn sie gleich den Ausbruch unsrer Neigung durch das Gegengewicht eines mächtigern Interesse zurückhält, so dauert doch die Neigung selbst in aller ihrer Stärke fort, und nur das blinde Verlangen nach Glückseligkeit ist es, was durch das aufgeklärte zurückgehalten wird. Dieses Ich, das Pascal an andern nur darum haßte, weil ein Philosoph eben so viel Selbstliebe, als der gemeinste Mensch hat, ist also an sich selbst nicht hassenswürdig, da es allgemein und nothwendig ist. Jeder empfindet die Wirkungen desselben von andern, und läßt sie solche wieder empfinden. Vernünftiger Weise kann man also von den Menschen anders keine Zuneigung erwarten, als in so ferne man von einiger Nützlichkeit für sie ist. Die Anhänglichkeit des Hundes an den Herrn, der ihm Brod giebt, ist ein treues Bild von der Liebe der Menschen gegen einander. Wenn die Schmeicheleyen des Hundes auch nach der

Sätti-

Sättigun noch fortdauren, so kömmt es daher, weil die Erfahrung von den vergangenen Bedürfnissen ihn die neuen schon vorhersehen läßt. Die gegenseitige Zuneigung der Menschen gewinnet zuweilen nur dadurch das Ansehen von gänzlicher Uneigennützigkeit und Freyheit, weil die Bande, wodurch sie vereiniget sind, nicht allemal durch offenbare Bedürfnisse, oder doch nicht durch solche, die von der ersten Nothwendigkeit wären, geknüpft worden. Man siehet die bezaubernden Vergnügungen der Freundschaft für keine Wirkungen irgend eines Bedürfnisses an; man glaubt sich selbst zu vergessen, indem man seine Freunde liebt, und in der That opfert man ihnen zuweilen sehr wichtige Vortheile auf. Aber diese Aufopferungen scheinen nur deswegen so ganz uneigennützig, weil man nicht überlegt, was eigentlich alles für den Menschen Bedürfniß ist. Ein Mensch, dessen lebhafte Unterredung in meiner Seele eine Menge von Ideen, von Bildern, von Empfindungen erweckt, ist mir eben so unentbehrlich, als das Brod einem Hungrigen. Er befreyet mich von der Langenweile, und verschafft mir eine lebhaftere und völligere Empfindung meines Daseyns, das heißt mit andern Worten, er befriediget eines meiner allerdringendsten Bedürfnisse. Was kann ich meinem

nem Freunde wohl Schmeichelhafters sagen, als daß er mir nothwendig geworden, und daß ich ohne ihn unmöglich glücklich seyn kann? Je lebhafter aber unsre Neigungen sind, desto leichter betrügen wir uns in der wahren Ursache derselben. Die Leidenschaften erwecken eine grosse Menge von Ideen, die uns mit allerhand Schattenbildern täuschen, so wie die Fieberhitze das Gehirn eines Kranken mit Träumereyen anfüllt. Am allermerklichsten aber zeigt sich der Irthum über die wahre Ursache unsrer Leidenschaften bey der Liebe. Wenn im Frühling unsrer Jahre der Augenblick gekommen ist, wo wir den Trieb, der beyde Geschlechter vereinigt, empfinden; so heften sich unsre anfänglich unbestimmten Begierden durch die Hoffnung des Besitzes und andre oft übelgegründete Ursachen auf einen besondern Gegenstand. Dieser Gegenstand, der uns immer vor Augen schwebt, wird bald so mächtig, daß er alles andere Interesse vertilgt, was mit ihm in keiner Verbindung steht. Die geschäfftige Einbildungskraft liest überall Blumen auf, um ihren Abgott damit zu schmücken. Der hitzige Jüngling wird Anbeter seines eigenen Geschöpfes; er sieht in seiner Gebieterinn das Meisterstück der Grazien, das Muster der Vollkommenheit, die Vereinigung aller Wunder der Natur.

Seine darauf geheftete Aufmerksamkeit wendet sich nie einen Augenblick auf andere Gegenstände, als um sie diesem unterzuordnen. Wird seine Seele durch so heftige Bewegungen erschöpft und abgemattet, so verweilt er gleichwohl noch mit einem zärtlichen Schmachten bey diesem seinem Lieblingsgegenstande. Das geliebte Bild verläßt ihn auch im Schlafe nicht eher, als zugleich mit der Empfindung seines Daseyns. In seinen Träumen kömmt es ihm wieder vor, und wenn er erwacht, so ist es nur seine Geliebte, die ihn aufweckt. Wenn alsdenn die weibliche Verstellung oder Schaam durch eine geschickte Zurückhaltung seine Begierden noch stärker reizt, ohne seine Hoffnung gänzlich niederzuschlagen, so vereinigt sich der mächtige Eindruck der Tugend mit der Täuschung der Schönheit; kaum daß er vor Furcht und Ehrerbietung es noch wagen darf, die Augen auf seine göttliche Gebieterinn zu richten. Seine Begierden werden durch diese seine tiefe Ehrerbietung ausgelöscht, oder weichen doch dem Vergnügen, seinem Abgotte zu gehorchen. Sein Leben selbst würde er tausendmal hingeben, wenn dieses Opfer von ihm gefordert würde. Endlich kömmt der glückliche Augenblick, den er nicht abzusehen wußte, und der ihn den Göttern gleich macht. Der Reiz verschwindet zugleich mit

dem Bedürfnisse des Genusses; die Blumen verwelken, und nur zu oft erblickt er dann in seiner Göttinn ein ganz gemeines und alltägliches Frauenzimmer.

Auf diese Weise entarten in der Gesellschaft beynahe alle unsre Bedürfnisse bis zur Unkenntlichkeit. Selbst die wirksamsten Leidenschaften verlieren ihren natürlichen Gegenstand aus dem Gesichte, und die untergeordneten Gegenstände, die anfangs nur als Mittel betrachtet wurden, nehmen die erste Stelle ein. Wenn man diejenigen Klassen der Menschen hievon ausnimmt, die beständig mit der Sorge für ihren Unterhalt und den daher entspringenden Unruhen beschäfftiget sind, so wird man alle übrigen mit lauter erworbenen Leidenschaften, oder wenigstens mit dem, was zu den natürlichen Leidenschaften Erworbenes hinzugekommen, beschäfftigt finden. Sie denken nun nicht weiter an die ursprünglichen Bedürfnisse der Nahrung, der Kleidung, der Wohnung; denn für diese Dinge ist nun einmal gesorgt. Sie empfinden nun unmittelbar die Wirkung der beyden oberwähnten Neigungen, der Liebe zur Ruhe und des Verlangens nach einer lebhaftern Empfindung ihres Daseyns; Neigungen, die, so entgegengesetzt sie auch sind, doch immer gemeinschaftlich wirken. Bey dem ersten Anblick

könnte

könnte es seltsam scheinen, daß Trägheit und Langeweile die Triebfedern seyn sollten, welche die ganze Welt in Bewegung setzen; aber bey dem geringstem Grade von Aufmerksamkeit wird es gleichwohl unläugbar. Zuerst bringt die Abneigung von der Arbeit mit der Furcht vor der Langenweile verbunden, ganz natürlich die Begierde nach Macht hervor. Man will sich das Vorrecht versichern, ohne Mühe glücklich zu seyn. Aber ohne Beschwerlichkeit kann man nicht anders stark bewegt und interessirt werden, als durch den Eindruck äußerer Gegenstände: und da sich diese nicht von selbst darbieten, so müssen andere Menschen beschäfftiget seyn, uns alles das herbeyzuschaffen, was lebhafte Bewegungen in uns erwecken kann, ohne daß wir selbst die Mühe der Thätigkeit übernähmen. Nun ist aber das bequemste Mittel zu dieser Absicht, daß man Herr sey und befehlen könne. Eben daher haben die Menschen alle einen natürlichen Hang zum Despotismus, der sich besonders bey dem müßigen Theil der Gesellschaft äußert. Das Mährchen von dem Sultan, der bey Strafe des Stranges befahl, daß man ihm unterhaltende Geschichten erzählen sollte, ist ein ganz getreues Bild von der geheimen Denkungsart jedes müßigen Gliedes der Gesellschaft. Aber da Wünsche ohne Hoffnung selten von

Dauer sind, so wird das Verlangen nach einer unbeschränkten Gewalt, das sonst alle Menschen haben, bey dem größten Theile durch die Einsicht, wie unmöglich solche zu erlangen stehe, zurückgehalten, und schränkt sich dann nur auf die Erlangung der Superiorität in derjenigen Klasse ein, worinn man Hoffnung haben kann, sich über die andern zu erheben. Daraus entsteht nun bey jedem Menschen bloß eine unruhige Begierde nach Erhebung, die ihn umhertreibt, und ihn zuweilen sein ganzes Leben hindurch in Geschäfftigkeit erhält, obgleich die Liebe der Ruhe seine erste Triebfeder ist. Ist einmal die Idee eines gewissen Vorzuges festgesetzt, so wird sie herrschend, und dann unterdrückt diese nachfolgende Leidenschaft die erste ursprüngliche, von der sie ihr Daseyn hatte. Sobald sich ein Mensch mit den andern, die ihn umgeben, verglichen und einen Werth auf ihre Hochachtung gesetzt hat; so sind nun seine wahren Bedürfnisse nicht mehr der Gegenstand seiner Aufmerksamkeit und seines Verhaltens. Was er nicht wirklich seyn kann, das will er wenigstens scheinen; und daher entspringt bey den meisten dieser Geschmack an äußerlichen Schimmer, wodurch sie andern eine vortheilhafte Meynung von ihrer Macht beyzubringen suchen. Die Mäßigung, die nichts als die

Wirkung einer größern und besser überlegten Trägheit ist, ist so selten geworden, daß man sie schon bewundert; und eben deswegen kann sie wieder ein Gegenstand des Ehrgeizes werden, weil sie ein Mittel ist, Achtung zu erwerben. Ja, man hat die Bescheidnen von jeher wegen geheimer Absichten in Verdacht gehabt, weil man in andern eben die Neigungen voraussetzt, von denen man sich selbst eingenommen findet. Wenn man keine Hoffnung hat, die Augen der Welt oder einer ganzen Republik auf sich zu ziehen, so begnügt man sich mit der Achtung seiner Nachbaren und mit der Unterdrückung seines gleichen, und wird dadurch glücklich, daß man in seinem kleinen Zirkel glänzen kann. Die besondern Ansprüche, die jeder nach seinem eignen Geschmack und nach dem Maaße seiner Kräfte macht, geben Anlaß zu den verschiednen Ständen, deren jeder seine eignen Kenntnisse und Bestimmungen hat. In jedem bemühet sich eine Menge von Menschen den ersten Platz zu erreichen. Der Schwache, der sich nicht empor schwingen kann, wird neidisch und bestrebt sich, diejenigen wieder herabzusetzen, die sich über ihn erhoben haben. Zuweilen erzeugt der Neid, wenn er zu einem hohen Grade steigt und von mehrern Ursachen zugleich erregt wird, die größten Verbrechen, und immer veranlaßt

er die kleinen Bosheiten, die das Elend der Gesellschaft sind. Diese Begierde, vermöge deren ein jeder über die ihm angewiesene Stelle hinausstrebt, scheint sich mit dem Hange zur Sklaverey, den man doch auch an den meisten Menschen bemerkt, nicht zu vertragen; aber wirklich ist dieser Hang nur eine neue Folge von der Begierde nach Macht. Ehedem mußten Furcht und ein gewisses plötzliches Erstaunen die gewöhnlichen Menschen denen unterwürfig machen, die von ihren stärkern Leidenschaften zu besonders kühnen und nützlichen Handlungen getrieben wurden. Aber von dieser Art der Unterwerfung ist hier die Rede nicht; sondern von der so gewöhnlichen Art der Sklaverey, der sich zum Beyspiel an den Höfen auch solche Leute unterziehn, die unter dem Schutz der Gesetze unabhängig leben könnten. Es ist deutlich, daß bloß das Verlangen nach Macht hieran Schuld ist. Man kriecht vor dem Fürsten, um eine Menge anderer Menschen wieder vor sich kriechen zu sehn: und gerade diejenigen Sklaven, die sich vor ihren Gebietern am tiefsten demüthigen, sind also die stolzesten Despoten gegen diejenigen, die das Glück wieder unter sie erniedriget hat. Dieses findet sich in der That durch die Erfahrung bestätigt. Eben der Vezier, der am niederträchtigsten

vor

vor seinem Sultane kriecht, läßt wieder die Bassen den ganzen spröden Stolz seines Gebieters am meisten empfinden.

Auch die Liebe des Reichthums ist nichts anders als das Verlangen nach Macht, das heißt, ein Verlangen, sich ohne Mühe neue und interessante Empfindungen zu verschaffen. Die natürlichen und unmittelbaren Vergnügungen erfordern nicht nothwendig Reichthum. Aber in jeder zahlreichen Gesellschaft, wo das Eigenthum durch die Gesetze gesichert wird, giebt der Reichthum in der That die wesentlichste und wirklichste Macht. Denn wer die Bedürfnisse einer großen Anzahl von Menschen, es mögen nun natürliche oder erworbne seyn, befriedigen kann, der ist allemal ihres Diensteifers versichert. Die Begierde nach Reichthum ist also eine nothwendige Folge der Gesellschaft; sie fließt unmittelbar aus dem natürlichen Hange zur Ruhe, verbunden mit dem Bedürfnisse, sein Daseyn auf eine lebhaftere Art zu empfinden. Auch sind die Menschen überhaupt sehr begierig nach Macht und Reichthum. Merkwürdig aber ist, daß eben die Geschäfftigkeit, womit man sie sucht und erlangt, durch die Gewohnheit endlich ein sehr dringendes Bedürfniß wird. Man arbeitet also, um zu einer Ruhe zu gelangen, deren man doch nicht mehr fähig ist, wenn

man sich nun die Mittel dazu verschafft hat. Daher jene Unersättlichkeit, die man den Geizigen und den Ehrsüchtigen von jeder Art zur Last legt. Sie haben nicht mehr das Bedürfniß zu besitzen; sie werden von dem Bedürfnisse zu erwerben gemartert: es ist ihnen nothwendig geworden, immer thätig zu seyn, und doch ist die erste Quelle dieser Thätigkeit die Liebe zur Ruhe. Auf diese Art verändern sich in dem gesellschaftlichen Menschen die natürlichsten Leidenschaften und Neigungen, und verwechseln die Gegenstände. Selbst die Geselligkeit, das heißt, die Neigung, welche die Menschen einander werth gemacht und näher bringt, verliert fast alle ihre Wirksamkeit, wenn die Menschen nun einmal vereiniget sind. Vielmehr sind diejenigen, deren Wünsche auf einerley Gegenstände gehen, in einer Art von beständigem Kampf gegen einander. Dauren die Feindseligkeiten nicht beständig fort; so ist das ungefähr ein solcher Friede, wie zwischen den Vorposten zweyer feindlichen Läger, die nur darum Frieden halten, weil sie wissen, daß der Angriff von keinem Nutzen seyn würde. Aus allem diesem könnte man schließen, daß die gesellschaftliche Verbindung zur Verschlimmerung des Menschen diene, indem zwar das mannichfaltige Interesse und die daher entstehende Nebenbuhlschaft

durch die Ermunterung zum Fleiße und zu hö= herer Geschicklichkeit in der That die Wissen= schaften und den Fortgang derselben befördern, aber uns allzutheuer durch die Verbrechen, die sie zu gleicher Zeit veranlassen, erkauft werden. Allein ein solcher Schluß wäre falsch; denn er würde der Gesellschaft überhaupt beylegen, was nur der besondern Einrichtung der meisten uns bekannten Gesellschaften zur Last fällt.

Der ganz einsame Mensch würde sehr un= glücklich seyn. Die gesellschaftliche Verbin= dung ist ihm nothwendig; Interesse und Nei= gungen treiben ihn darzu, und an sich müßte der Stand der Gesellschaft zum Glücke eines jeden einzelnen Gliedes beytragen. Aber dieses Glück jedes Einzelnen, welches der natürliche Gegen= stand dieser Verbindung ist, scheint nicht der Gegenstand der besondern Verfassungen der Gesellschaft zu seyn, welche gewöhnlich durch die Gewalt, die Usurpation oder den Zufall eingeführt und auf das Interesse der kleinsten Anzahl gegründet werden: und nur diesen Ver= fassungen kann man vorwerfen, daß sie den Menschen die Vortheile nicht verschaffen, die sonst aus dem Stande der Gesellschaft natürli= cher Weise entspringen müßten. Welches ist die beste mögliche Regierungsform? Eine Fra= ge, die nicht so bald wird beantwortet werden!

Nur

Nur so viel kann man festsetzen: daß wenn eine Gesellschaft keine zu große Ungleichheit mit sich brächte, wodurch die meisten Glieder in eine Dürftigkeit gestürzt würden, die sie zu tief unter den übermäßigen Reichthum der andern erniedrigte, wenn darinne jedes Glied das Eigenthumsrecht über seine Person hätte, und noch überdem durch eine mäßige Arbeit sich die ersten Bequemlichkeiten des Lebens verschaffen könnte, wenn nicht in ungeheuern Städten eine solche Menge Müßiggänger lebten, denen ihr Daseyn zur Last wird, und die beständig die Empfindung desselben durch alle Arten von Mitteln zu erneuern suchen, wenn die Achtung bloß den Verdiensten ums gemeine Wesen erwiesen würde, und die Verachtung immer dem Mangel des Verdienstes unausbleiblich folgte: daß alsdann der Stand der Gesellschaft den vergnügten Menschen die größte Glückseligkeit, deren sie fähig wären, verschaffen würde.

Indessen kann man bey keiner Art von Einrichtung etwas Beständiges, ja nicht einmal eine längere Dauer derselben hoffen. Wenn auch unsere ursprünglichen Neigungen nicht schon durch den Stand der Gesellschaft abgeändert würden; so würde es doch nach und nach durch eine geheime immer in uns fortwirkende Einrichtung unsrer Natur geschehen, vermöge

deren

deren die angenehmsten Empfindungen durch ihre Fortdauer allen Reiz verlieren, und uns nichts als die beschwerliche Erinnerung einer lebhaftern Existenz zurücklassen, die ohne Unterlaß aufhört, und die wir ohne Unterlaß wieder zu erneuern suchen. So wie die Getränke durch innerliche Gährung unmerklich sauer werden; so verderbt auch diese Einrichtung in uns die geheiligtsten Empfindungen der Natur, und macht uns heute schon nothwendig, was wir noch gestern würden verabscheuet haben. Die öffentlichen Spiele des Circus, wenn die Fechter nach einigen empfangenen Wunden aus einander giengen, kamen bald den römischen Damen unschmackhaft vor; sie vergaßen alles des Mitleidens, wozu die Natur ihr Geschlecht erschaffen hat, und verlangten, daß die Fechter sterben, ja daß sie mit einer gewissen Art von Anstande sterben sollten. Dieser brennende Durst nach immer neuen und immer stärkern Empfindungen richtet nicht allein unsre Aufmerksamkeit mit so viel Interesse auf jedes außerordentliche Schauspiel, das in der Seele eine Menge Ideen erwecken kann, sondern bestimmt auch unsern Geschmack an bloß körperlichen Vergnügungen. Wenn wir starke Getränke lieben, so ist es besonders deswegen, weil sie durch die größere Bewegung, worinn sie das Blut setzen, die Ideen vervielfältigen und lebhafter

hafter machen, und uns dadurch gleichsam ein gedoppeltes Gefühl unsrer Existenz verschaffen. Aus diesem allen könnte man schließen, daß das Vergnügen nur in einer erhöhten Empfindung unsers Daseyns bestehe. Verfolgt man die Vergnügungen des Kitzels von der ersten Empfindung der Unbehäglichkeit bis zu ihrem höchsten Punkte, über welchen hinaus sie schmerzhaft werden, geht man eben also von dem tiefsten Kummer bis zu jenem zärtlichen und wohllüstigen Schmerz zurück, der nur ein erster schwacher Anfang desselben ist: so muß man beynahe glauben, daß Vergnügen und Schmerz, wie wesentlich sie auch von einander verschieden scheinen, im Grunde bloße Nüancen von einerley Empfindungen sind. Dieses beyläufig erinnert; so ist es ausgemacht, daß wir dem Bedürfnisse, auf eine lebhaftere Art gerührt zu werden, eine gewisse Neugierde verdanken, welche die Leidenschaft derer wird, die sonst keine Leidenschaft haben; einen Geschmack am Wunderbaren, der uns oft zu einer lächerlichen Leichtgläubigkeit verleitet; eine Unruhe, die uns ohne Unterlaß außer uns treibt, und uns ins Reich der Einbildungen versetzt, das so viel größer als das Reich der Wirklichkeit ist. Was innerhalb den Grenzen der Vernunft liegt, kann nicht lange das bestimmte Ziel unsrer Glückseligkeit bleiben.

bleiben. Das Schwere, das Außerordentliche, das über die Natur getriebene muß endlich die meisten Menschen fast unfehlbar verführen. Das heilige Wachen und das unaufhörliche Beten ist für die melancholische Einbildungskraft eines Bangen nicht hinlänglich. Er muß sich mit Ketten beladen, glühende Kohlen auf sein Haupt legen, spitzige Nägel in sein Fleisch drücken. Durch diese verschiedenen Arten von Kasteyung empfindet er seyn Daseyn inniger und lebhafter, als ein andrer, der bloß die Pflichten des bürgerlichen Lebens und der Frömmigkeit ausübt. Man verfolge den Fortgang der menschlichen Neigungen, selbst derjenigen, die in der eigenthümlichen Natur jedes einzelnen Menschen gegründet scheinen, und also, wie es scheint, weniger Veränderungen ausgesetzt seyn sollten: so wird man finden, wie sie sich selbst in der Folge immer ungleicher und oft fast unkenntlich werden. Der zärtliche und empfindliche Mensch wird leicht kleinmüthig; der Tapfre leicht hart und unempfindlich. Der Tiefsinnige wird leicht ein Quietist, und der Eiferer grausam. Selbst die Fröhlichkeit, dieser lebhafte Charakter, der sich bey einigen Menschen noch am beständigsten zeigt, ist doch auch bey den meisten der Veränderung unterworfen. Selten dauert er länger, als das

jugendliche

jugendliche Alter; nachher wird er durch stärkere Leidenschaften, die sich tiefer in der Seele festsetzen, verschlungen, oder auch durch seine eigene Lebhaftigkeit aufgerieben. Bey denjenigen Menschen, bey welchen er eben darum länger währt, weil sie nur überhingehender Eindrücke fähig sind, verändert er sich nach und nach, und verliert am Ende vieles von seiner ursprünglichen Aufrichtigkeit. Die Leichtsinnigen, die weiter nichts als fröhlich sind, gleichen so ziemlich den jungen Thieren, die, wenn sie nun alle lustigen Stellungen und Sprünge durchgemacht haben, damit aufhören, daß sie kratzen und beißen. Dieser Hang zur Veränderung, der fast bey allen einzelnen Menschen so sichtbar ist, zeigt sich eben so merklich in der Verbindung der großen Weltbegebenheiten. Man gehe die Geschichte aller Nationen durch; so wird man sehen, wie auch die besten Regierungsverfassungen, die am meisten auf die Dauer eingerichtet schienen, durch eine Folge allmähliger Veränderungen verfallen und ausgeartet sind. Die Demokratie wird durch eine Art von langsamer Gährung zur Aristokratie, und geht nicht selten in eine tyrannische Verfassung über, eben wie die gemäßigte Monarchie. Sind es keine äußern Veranlassungen, die in einem Staate Revolutionen bewirken:

ken: so ist es eine innre immer fortwirkende Ursache, die zuletzt alle Regierungsverfassungen in den Abgrund des Despotismus stürzt, der wiederum selbst die häufigsten und schrecklichsten Revolutionen veranlaßt. Eben diese Veränderlichkeit findet man auch noch ferner in den Sitten und dem Genie der Nationen. Wenn ein Volk erst anfängt, sich zu bilden, und der Staat noch nicht seine ganze Festigkeit erlangt hat; wenn ihn die Furcht vor den Nachbarn zu einer beständigen Wachsamkeit ermuntert: so findet man dann unter dem Volke rauhe aber starke Sitten und große Tugenden. Das Interesse der Sicherheit erhält es in einer fortdaurenden Anstrengung, und kömmt zu dem Interesse der Erhaltung noch das Interesse der Vergrößerung und der Eroberungsgeist hinzu, so dauert noch eine Zeitlang der Heroismus, die rauhe Strenge der Sitten und die enthusiastische Vaterlandsliebe fort. Erhält aber endlich der Staat eine Größe und eine Verfassung, die den Bürgern ihre Ruhe sichert, und alle Furcht vor äußerlichen oder innerlichen Unruhen entfernt; so verfeinert nun diese Sicherheit die Sitten, und macht sie sanfter nnd milder, aber auch schwächer. Die Ideen fangen nun an, sich aufs Vergnügen zu wenden; doch herrscht noch mitten unter ihnen die Tugend.

Eine bescheidene Schamhaftigkeit bedeckt die Wohllust mit einem Schleyer, der sie anfangs nur anziehender macht, aber mit der Zeit zur Last wird. Alsdann treten nach und nach die Laster schamlos hervor, Zurückhaltung und Anstand werden lächerlich, und eine nur etwas strenge Redlichkeit paßt nicht mehr zum Tone des guten Umgangs; man hat keine Lebensart, wenn man angenehme Bösewichter nicht wenigstens zu ertragen weiß. Die Künste werden von gleichem Verderbnisse angesteckt; die Baukunst vertauscht die edle Einfalt gegen verschwenderische Zierrathen; die Malerey übertreibt ihr Kolorit; die Werke des Geistes werden spielend und spitzfindig. Das Bedürfniß der Neuheit setzt das Gekünstelte an die Stelle des Natürlichschönen; aus der Stärke wird Dunkelheit; man verfällt überall in leere Grübeleyen, und analysirt auf eine kalte metaphysische Art die Empfindungen, statt die Herzen dadurch zu erschüttern. Alles geht verloren, wo sich nicht einige außerordentliche Genies diesem natürlichen Gange der menschlichen Natur entgegensetzen und durch ihren Einfluß den Köpfen ihres Jahrhunderts eine andre Gestalt und Wendung geben.

Wir sehen also, daß in der Gesellschaft der Mensch, vermöge seiner natürlichen Trägheit und seines Verlangens nach einer lebhaftern

Empfindung seines Daseyns, das beständige Spiel einer Hoffnung ist, die nur immer wiederkömmt, um ihn immer von neuem zu täuschen. Ueberlegt man, wie er immer gegen fremdes dem seinigen entgegenstehendes Interesse zu kämpfen hat, immer durch Hindernisse verdrießlich gemacht wird, immer den Genuß jedes Vergnügens vereckelt findet; so scheint das Unglück sein natürlicher Zustand zu seyn, und seine Bosheit scheint Verzeihung zu fordern. Doch rede ich hier bloß von dem müßigen Theil der Gesellschaft, der, wegen seines Unterhalts ausser Sorgen, nur durch erworbne Bedürfnisse in Bewegung gesetzt wird, und die Empfindung seines Daseyns nicht anders erneuern kann, als indem er ohne Unterlaß auf neue Gegenstände seiner Beschäfftigung und seines Vergnügens sinnet. Diejenigen, die durch ihre Sorge für die ersten Bedürfnisse der Natur in einer beständigen Arbeitsamkeit erhalten werden, sind der Glückseligkeit weit näher, und vom Laster weit entfernter, als die andern, deren Schicksal sie doch so oft mit neidischen Augen ansehn. Wenn sie nur im Stande sind, sich durch ihre Arbeiten die ersten Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen; so erreichen sie in der That die höchste Stufe der Glückseligkeit, deren die menschliche Natur fähig ist: die Arbeit selbst wird

für sie diejenige interessante Beschäfftigung, welche die übrigen immer suchen, und nie erreichen. In ihren Augenblicken der Ruhe schmecken sie die ganze Süßigkeit der leichtesten und unschuldigsten Vergnügungen, die eine von beständiger Muße ganz erschlaffte Seele nur noch kaum obenhin berühren. Man kann diesen wirklich glücklichen Menschen auch noch diejenigen beygesellen, die sich durch einen natürlichen Geschmack und besonders durch eine erworbene Fertigkeit in einem höhern Grade für Künste und Wissenschaften interessiren. Sie finden in ihnen eine unerschöpfliche Quelle von Beschäfftigung und Vergnügen. Die Gegenstände derselben sind so mannichfaltig, daß sie nie Mangel daran zu fürchten haben: und überdieß giebt eine zur Fertigkeit gewordene Uebung beydes der Vernunft und dem Geschmacke immer mehr Stärke, und erzeuget selbst eine größere Begierde, sie immer mehr und mehr zu üben. Es giebt keine andere Art von Beschäfftigung, die uns einen so vollständigen Genuß unsrer selbst, und dessen, was uns umgiebt, erlaubte; besonders, wenn man sich vor eifersüchtiger Nebenbuhlschaft und einer allzugroßen Empfindlichkeit bey einem etwanigen übeln Erfolge zu hüten weiß.

Auf diese beyden letzterwähnten Klassen von Menschen wirkt jenes zärtliche Mitleiden am meisten, das natürlicher Weise den einen Menschen für den andern einnimmt, und der Grund von dem wird, was man Menschlichkeit nennt. Dieser köstliche Keim aller Tugenden entwickelt sich weniger bey solchen, die durch heftigere Leidenschaften getrieben werden, oder nur eine peinliche Empfindung ihres Daseyns haben. Fremdes Interesse kann auch diejenigen nicht leicht rühren, die durch ihre Langeweile sich selbst zur Last sind. Aber wenn man einige gallsüchtige Ungeheuer ausnimmt, die eine unglückliche und seltne Organisation zur Grausamkeit treibt, und vielleicht noch einige andere, denen die Gewohnheit diese Art von Erschütterung nothwendig gemacht hat, so werden überhaupt die Menschen von dem Unglücke ihrer Mitmenschen empfindlich gerührt, es müßten denn besondre Leidenschaften die Natur in ihnen zum Schweigen bringen. Zwar steigt diese süße Empfindung nur bey wenigen zu einem solchen Grade, daß sie der Selbstliebe das Gleichgewicht hält; doch mäßigt sie fast bey allen die zu große Wirksamkeit derselben. Sie ist den übrigen Vergnügungen darinn ziemlich unähnlich, daß sie durch die Gewohnheit immer anziehender wird; denn in der That macht die Wiederholung wohl-

thätiger Handlungen das Wohlthun immer süsser und süßer. Wenn also von der einen Seite die große Menge erworbener Leidenschaften, bey Menschen, die in gesitteten Gesellschaften leben, der Entwickelung dieser Neigung hinderlich ist; wenn vervielfältigte und dringende Bedürfnisse die Aufmerksamkeit eines jeden von andern ab und mehr auf ihn selbst ziehen; so kann man doch auch von einer andern Seite sagen, daß die Gesellschaft die Sphäre des natürlichen Mitleidens erweitert, und die Ausübung desselben zu größerer Fertigkeit bringt. Der wilde und ungesittete Mensch wird nur selten zum Mitleiden gebracht. Es gehören dazu schon außerordentliche Schmerzen oder Bedürfnisse; denn die geringern sind nicht einmal ein Uebel für ihn, und man pflegt an andern nicht zu bedauern, was man selbst nicht fürchtet. Zum Glücke eines gesitteten Menschen aber gehört so unendlich viel, und mithin kann auch so unendlich viel daran fehlen, dessen Mangel ihn in der That bedaurenswerth macht, daß sich das natürliche Mitleiden in Absicht seiner auf unzählig viel Gegenstände ausbreiten kann. Kaum giebt es in der Gesellschaft einen Augenblick, wo nicht der empfindliche Mensch zärtlich interessirt werden könnte. Glücklich sind die, bey welchen diese Empfindsamkeit einförmig

förmig und beständig fortwirkt; denn sie werden von allen, die sie umgeben, angebetet, ein jeder beeifert sich, ihnen ihre Liebe zu vergelten; und würde sie ihnen auch nicht vergolten, so führt sie doch schon selbst ihre Vergeltung bey sich. Man kann daher den Kindern, zu ihrem eignen Besten und dem Besten der Gesellschaft, das Mitleiden nicht zeitig genug einflößen. Man sollte es bey ihnen durch pathetische Schauspiele zu erwecken und sie in zärtliche Situationen zu setzen suchen, die sie an die Eindrücke desselben gewöhnten. Lehren der Menschlichkeit würden mehr nach ihrem Geschmack und sicher von größerm Nutzen für sie seyn, als die barbarischen Wörter, mit denen man ihr Gedächtniß martert. Während der brausenden Jugendhitze sind diese Ideen vielleicht nicht sehr wirksam, aber nachher bemächtigen sie sich in der Seele der Herrschaft, welche die Leidenschaften aufgegeben, und ersetzen die trunkne Wohllust der letztern durch ihre sanftere Annehmlichkeit. Sie erhöhen die Seele, und erfüllen sie mit den reinsten Vergnügen; denn der Mensch, der seinen Tag unter Wohlthun vollbracht hätte, ohne am Abend die süßeste Wohllust zu schmecken, wäre in der That ein widersprechendes und unbegreifliches Wesen.

So leicht es ist, in den Kindern den Keim eines tugendhaften Mitleidens zu entwickeln; eben so leicht ist es, ihnen alle andren günstigen Vorurtheile, sowohl für das Beste der Menschen überhaupt, als auch zum Vortheil der besondern Gesellschaft, in der sie leben sollen, einzuflößen. Solche glücklichen Vorurtheile waren es, die Sparta mit eben so viel Helden als Bürgern erfüllten. In Staaten, wo der Heroismus nicht so nothwendig ist, könnte man durch andre ähnliche Vorurtheile eben so leicht alle andere zur öffentlichen Wohlfarth dienliche Tugenden erwecken. Wenn einmal die Selbstliebe gegen einen gewissen Gegenstand gerichtet ist; so wird eine erste großmüthige Handlung die Verpflichtung zu einer zweyten; das Bewußtseyn derselben erzeugt die Hochachtung seiner selbst, und diese erhält und befestigt den Charakter, den man einmal angenommen hat. Man wird sein eigener strengster Richter, und übt aus einem edlen Stolze, der die ganze Seele beherrscht, jene erhabnen Tugenden aus, die man ihrer Seltenheit wegen beynahe für übernatürlich ansieht. Die Hochachtung unsrer selbst ist die einzige Quelle aller großen und erhabnen Handlungen, nur diejenigen ausgenommen, die der Fanatismus erzeugt. Von einem durch Furcht erniedrigten Sklaven darf man

keine

keine erwarten; denn die Knechtschaft hat immer einen natürlichen Hang zur Niederträchtigkeit und zum Laster. Aber wie soll denn nun die Erziehung beschaffen seyn, die einen so mächtigen Einfluß auf die Menschen haben und ihren ganzen Charakter bestimmen soll? Vorschriften und Unterweisungen möchten es schwerlich ausmachen. Die Erfahrung lehrt nur zu deutlich, daß die kaltvernünftige Untersuchung und der methodische Vortrag der Wahrheit auf die meisten Menschen ganz und gar keine Wirkung thun. Nur durch Handlungen, durch Eindrücke kann er gerührt und gebildet werden. Man nehme einige vorzügliche Seelen aus, die von dem Wesen der Dinge nach ihren selbsteignen Empfindungen urtheilen und sich dem Strome herzhaft widersetzen; so werden die übrigen alle durch die Nachahmung mit fortgerissen. Nur die Nachahmung ist es, die das Kind zu den Füßen der Altäre niederwirft, dem Sohn einer obrigkeitlichen Person eine Miene von Würde, dem Sohn eines Kriegsmannes ein gewisses festes und muthiges Wesen, und oft beyden auch den Charakter giebt, der einem solchen Aeußerlichen entspricht. In einer zahlreichen Gesellschaft gehen die besondern Modifikationen bis ins Unendliche; aber in jeder besondern Klasse herrschen gewisse eigene Meynungen; jede hat ihre gewissen eignen Züge, woran

man die Glieder derselben von andern unterscheiden kann. Immer wiederkommende häusliche Beyspiele machen ohne Zweifel auf die Kinder einen starken Eindruck: aber freylich, wenn die öffentlichen Sitten mit diesen Beyspielen in Widerspruch stehen, so löscht alsdann ihr stärkerer Eindruck in den Erwachsenen jene frühern Eindrücke aus. Auf diese Art können die Menschen, mit einerley Bedürfnissen und einerley Fähigkeiten, von Jahrhundert zu Jahrhundert, so wie von Nation zu Nation, verschieden, ja sogar wesentlich verschieden seyn. Man hat ein Jahrhundert der irrenden Ritterschaft, ein andres Jahrhundert der Künste gesehen; jetzt sieht man vielleicht das Jahrhundert der Philosophie, und vorher sah man unglücklicher Weise bey mehrern verschiedenen Nationen Jahrhunderte der Barbarey, des Fanatismus und des Aberglaubens. Da also Exempel und Meynung in der Gesellschaft die Gegenstände bestimmen, nach welchen sich die Selbstliebe der einzelnen Menschen hinneigen soll; so folgt, daß die Menschen, überhaupt betrachtet, ganz von Beyspiel und Meynung abhängig sind, und daß es so ziemlich möglich ist, ihnen, welche Form man will, zu geben. Besonders ist dieses leicht in Monarchien; denn hier suchen die Unterthanen immer, aus tausend Ursachen, das

Muster ihrer Nachahmung auf dem Throne. In den Republiken ist die ihnen wesentliche Gleichheit ein vortreffliches Mittel, die Sitten eine gewisse Zeitlang zu erhalten: sind sie aber durch den natürlichen Fortgang aller Dinge einmal verderbt; so ist es dann auch desto schwerer, der Unordnung wieder abzuhelfen. Das Principium der Gleichheit verstattet nicht, daß Ein Mensch das Muster werde, wornach sich alle bilden: und die Tugend des Cato war bloß eine fruchtlose Satyre auf die Laster seiner Zeit. Doch wie auch die Regierungsform mag beschaffen seyn; so richten sich darinn Meynungen und Sitten immer am meisten nach der jedesmaligen innerlichen oder äußerlichen Lage des Staats. Ist er von außen ruhig, und sind von innen die Bürger durch gute Ordnung und Bequemlichkeit glücklich; so kommen die Künste des Vergnügens empor: die Weichlichkeit, die ihnen auf dem Fuße nachfolgt, entnervt die Körper, unterdrückt die Herzhaftigkeit, und befördert durch die Wohllust den Ruin des Staats. Wenn auswärtige Unruhen oder innerliche Zwietracht die Sicherheit der Bürger bedrohen, so entsteht aus der Unruhe die Wachsamkeit; die Hoffnung, die Furcht, der Haß setzen die Nation in Bewegung, und steigen dann diese Leidenschaften zu einem hö-

hern Grade, so bringen sie kühne Thaten, große Talente und eben so große Verbrechen hervor. Aus allem bisherigen kann man schließen, daß der Mensch, ob er gleich aus einfachen Elementen besteht, doch keinen eigenthümlichen moralischen Charakter hat, der seiner ganzen Gattung unveränderlich zukäme. Die Begierde nach Wohlseyn ist ihm mit allen empfindenden Wesen gemein; aber alle die Modifikationen, welche er in der Gesellschaft erhält, vervielfältigen für ihn die Mittel zu diesem Zwecke bis ins Unendliche. Daraus entsteht eine unendliche Verschiedenheit des Geschmacks, von dem man die jedesmalige Entstehungsart erst kennen müßte, wenn man ihn erklären sollte. Dieß ist die Ursache, die oft die Menschen in ihren individuellen Charaktern so unbegreiflich und ungleich macht, und warum die Regeln, die man für allgemein ausgiebt, fast in keinem einzigen besondern Falle anwendbar sind. Wenn man von Handlungen urtheilt, so leihet man andern die Bewegungsgründe, die man selbst an ihrer Stelle gehabt haben würde: und die Wenigen, deren Selbstliebe auf den Ruhm der Rechtschaffenheit gerichtet ist, verlieren dabey beständig. Ueberlegt man aber, wie viel Unwillkührliches sich in die Urtheile und Entschlüsse der meisten einzelnen Menschen einmischt; so

muß

muß man dadurch zu einer großen Nachsicht gegen das ganze Geschlecht bewogen werden.

Auch ich, mein Herr, bedarf, wegen der Länge dieses Briefes, ihrer Nachsicht, ob ich gleich darinn nur einen kleineu Theil von dem großen Gegenstande, dem Menschen, und nur sehr flüchtig berührt habe. Ich habe mich in keine umständlichern Untersuchungen eingelassen, weder über die Entstehung der Sprache, deren Reichthum dem Menschen so große Vortheile gewährt, noch über den Vorzug der Schrift, der seine Kenntnisse von Alter zu Alter fortpflanzt, noch über die Erfindung und den Fortgang der verschiedenen Künste, noch über seine natürliche Neigung zur Anbetung und Verehrung eines höchsten Wesens, die ihm, zur vernünftigen Einrichtung seines Gottesdienstes, eine Offenbarung so nothwendig macht. Aber ich sagte es Ihnen gleich vorher, daß ich mich in meinem flüchtigen Entwurfe nur auf einige der hauptsächlichsten Züge einschränken würde, und in der That hätte ich meine Kräfte nur sehr wenig kennen müssen, wenn ich Ihnen mehr versprochen hätte. Ich bin u. s. w.

Ende.

Bayerische
StaatsBibliothek

Münchener
DigitalisierungsZentrum
Digitale Bibliothek

Le Roy, J. C.

Briefe über die Thiere und den Menschen

Leipzig 1775

Ph.sp. 483 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10043762-2
VD18 14671824-001